



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Zur Emergenz des definiten Artikels im
Althochdeutschen am Beispiel der
Evangelienharmonie Otfrids von Weißenburg“

Verfasser

Fabian Fleißner, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 066 817

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Deutsche Philologie

Betreuerin:

Univ.-Prof. Dr. Alexandra N. Lenz

Danksagung

Besonderer Dank gilt in mehrfacher Hinsicht Frau Univ.-Prof. Dr. Alexandra N. Lenz (Universität Wien), da sie mich nicht nur als Betreuerin dieser Arbeit unterstützte, sondern maßgeblich den Verlauf meines Studiums prägte. Der Besuch des Konversatoriums „Sprachgeschichte“ im Sommersemester 2012 war der erste Schritt auf einem Weg, den ich bis zum Ende meines Studiums nicht mehr verlassen sollte. Zum ersten Mal fühlte ich mich in meinem Vorhaben bestärkt, für einen Fachbereich, der wie kein anderer in den letzten Jahrzehnten im Studium der Germanistik an Boden verloren hat, Interesse zu zeigen. Dass aus diesem Interesse eine ernsthafte Spezialisierung wurde, habe ich Ihnen zu verdanken.

Ein weiteres Dankeschön möchte ich meinem Kommilitonen und guten Freund Mateusz Maselko aussprechen, der mir mit seinen organisatorischen Fähigkeiten, wertvollen Hinweisen in Bezug auf die formale Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten oder auch einem kühlen Bier stets zur Seite stand.

Abschließend sei noch jenen Menschen gedankt, die nicht nur meine akademische, sondern auch meine persönliche Entwicklung der letzten Jahre positiv beeinflussten. Genannt seien hier meine Eltern, die mir ein freies Studieren ohne jeglichen Druck ermöglichten, wie es heute leider nur mehr selten vorkommt, und selbstverständlich Evi, meine ständige und verlässliche Begleiterin in allen Lebenslagen.

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	3
Abbildungsverzeichnis.....	7
Tabellenverzeichnis	9
1 Einleitung	11
1.1 Ziel und Fragestellung	13
1.2 Thematische Einbettung.....	15
1.3 Struktur	16
1.4 Zentrale Begriffe	18
1.4.1 Aspekt	18
1.4.2 Definitheit und Indefinitheit.....	20
1.4.3 Grammatikalisierung	21
2 Definitheit im Germanischen.....	24
2.1 Rekonstruktion des germanischen Definitheitssystems.....	24
2.1.1 Einordnung der gotischen Sprache.....	24
2.1.2 Zur Überlieferungsproblematik des Gotischen	25
2.2 Definitheit im Gotischen.....	26
2.2.1 Der gotische Artikel.....	28
2.2.1.1 Morphologische Genese	28
2.2.1.2 Distribution des Artikels	32
2.2.2 Verbalaspekt im Gotischen	36
2.2.2.1 Generelle Diskussion	36
2.2.2.1 Rekonstruktion gotischer Aspektpaare.....	38
2.2.3 Artikel und Aspekt im Gotischen	41
2.3 Rekapitulation	44
3 Definitheit im Althochdeutschen	46
3.1 Der definite Artikel im Althochdeutschen.....	46
3.1.1 Morphologischer Ursprung.....	46
3.1.2 Pfad der Grammatikalisierung.....	50
3.1.2.1 Pragmatische Definitheit.....	51
3.1.2.2 Semantische Definitheit	53
3.1.2.3 Etablierung des obligatorischen Artikels	55
3.1.3 Distribution und Funktion.....	56

3.1.3.1	Phorik und Artikelsetzungen	57
3.1.3.2	Syntaktische Einbettung	59
3.1.3.3	Semantische Extension	61
3.2	Weitere Definitheitssysteme des Althochdeutschen	64
3.2.1	Wortstellung	64
3.2.3	Verbalaspekt	65
3.2.4	Kasus	67
3.2.5	Determinanten	68
3.3	Rekapitulation	69
4	Korpus und Methode	71
4.1	Korpusgrundlage	72
4.2	Datenmenge	74
4.3	Interferenz	75
4.4	Reim und Metrum	76
4.5	Methode	78
4.5.1	Althochdeutsche Satzkonstituenten	79
4.5.2	Homographie und Formgleichheit	80
4.5.3	Verbale Perfektivität	82
5	Ergebnisse	83
5.1	Überblick	83
5.2	Distribution der syntaktischen Glieder	84
5.3	Artikelsetzungen	85
5.3.1	Subjekte und Objekte	85
5.3.2	Sonstige Positionen	86
5.3.4	Vergleich mit dem Mittelhochdeutschen	86
5.4	Verbalaspekt und verbale Definitheit	89
6	Fazit und Ausblick	92
7	Literaturverzeichnis	95
8	Zusammenfassungen	103
8.1	Deutsch	103
8.2	Englisch (<i>Abstract in English</i>)	103
9	Anhang	105
9.1	Korpusbelege	105

Zur Emergenz des definiten Artikels im Althochdeutschen

Inhaltsverzeichnis

9.1.1	Subjekte (determiniert).....	105
9.1.2	Subjekte (undeterminiert)	108
9.1.3	Objekte (determiniert)	109
9.1.4	Objekte (undeterminiert).....	114
9.1.5	<i>gi</i> -Verben regieren definite determinierte Objekte	119
9.1.6	<i>gi</i> -Verben regieren Demonstrativpronomen	119
9.1.7	<i>gi</i> -Verben werden regelkonform verwendet.....	120
9.2	Lebenslauf	124
10	Erklärung.....	129

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Funktionaler Wandel vom Demonstrativpronomen zum Definitartikel im Deutschen.....	56
Abb. 2: Extensionsskala nichtprototypischer Substantive.....	62
Abb. 3: Extensionsskala nichtprototypischer Substantive mit Restriktionsverschiebung.....	63

Tabellenverzeichnis

Tab. 1: Paradigma des einfachen Demonstrativums im Gotischen.....	30
Tab. 2: Paradigma des verstärkten Demonstrativums im Gotischen.	31
Tab. 3: Paradigma des einfachen Demonstrativums im Althochdeutschen.	47
Tab. 4: Paradigma des verstärkten Demonstrativums im Althochdeutschen.	49
Tab. 5: Häufigkeit von <i>ther</i> vor Unika in der Evangelienharmonie.....	54
Tab. 6: Strukturiertes Korpus für das Althochdeutsche.....	72
Tab. 7: Beleganzahl in der Übersicht.	75
Tab. 8: Gesamte Beleganzahl.	83
Tab. 9: Distribution der syntaktischen Glieder.	85
Tab. 10: Subjekte bei Otfrid und MG im Vergleich.	88
Tab. 11: Objekte bei Otfrid und MG im Vergleich.....	88
Tab. 12: <i>gi</i> -Verben als Definitheitmarker.	89

1 Einleitung

Eine deutsche Sprache ohne bestimmten Artikel ist heute nur mehr schwer vorstellbar. Zu tief ist er als festes Muster in unserem grammatischen System verankert, seine Verwendung ist intuitiv gesteuert und größtenteils sowohl in der geschriebenen als auch in der gesprochenen Sprache unmarkiert. Die Frage nach der Funktion des Determinanten vermag kaum ein Muttersprachler wirklich beantworten zu können, aber auch aus sprachwissenschaftlicher Sicht wirft das Phänomen bis zum heutigen Tag immer wieder Probleme auf, die eine Gesamtdarstellung des deutschen Artikels erschweren. Für den gegenwärtigen Sprachzustand des Deutschen ist eben diese aber vermutlich gar nicht notwendig, zumindest wird sie von den synchronen deskriptiven wie präskriptiven Grammatiken nicht angestrebt, die lediglich auf die vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten des Artikels fokussieren, seine Funktion beziehungsweise die Motivation des Sprechers für das Setzen desselben aber größtenteils ausblenden (vgl. EISENBERG 1994: 159–167 oder DUDEN 2004: 293–303). Der mahnende linguistische Zeigefinger ist an dieser Stelle aber mangels Alternative fehl am Platz. Zahlreiche übergeneralisierende Verwendungen des bestimmten Artikels, funktionale Überlagerungen, Analogieerscheinungen und morphophonologische Veränderungen haben über die vielen Jahrhunderte der deutschen Artikelgenese das System so sehr aufgeweicht, dass aufgrund fehlender elementarer Relationen heute gar nicht mehr von einem solchen gesprochen werden kann. Das moderne Deutsch zählt daher zu den sogenannten „hyperdeterminierenden“ Sprachen, in denen der Artikel oftmals redundant erscheint (vgl. LEISS 2000: 195–196). In einigen Varietäten geht diese Entwicklung so weit, dass selbst Eigennamen grundsätzlich determiniert werden:

- (1) Peter hat angerufen.
- (2) Der Peter hat angerufen.

Nicht nur im Süddeutschen ist die Tendenz zu Eigennamen in Verbindung mit dem präsupponierten bestimmten Artikel wie in Satz (2) mittlerweile gehäuft zu beobachten (vgl. DUDEN 2004: 1214). Der dadurch entstehende verstärkte deiktische Bezug auf eine außersprachlich real existierende Person erscheint auf

den ersten Blick überflüssig, da in allen denkbaren kommunikativen Situationen das Erwähnen eines kontextlosen Vornamens ohnehin nur dann möglich ist, wenn den Gesprächsteilnehmern die damit verknüpfte Person bekannt ist. Die Motivation hinter der Artikelsetzung ist demnach vermutlich in einem anderen Bereich zu verorten. Tatsächlich bringt die Ausweitung der Artikelfähigkeit von Substantiven auf Eigennamen einen gewissen Vorteil mit sich, nämlich eine größere Freiheit in Bezug auf die Wortstellung. Da Eigennamen abgesehen vom Genitiv keine kasusdifferenzierenden Formen aufweisen, müssen die syntaktischen Rollen der Aktanten über die Serialisierung kodiert werden (vgl. LEISS 2000: 197). Im Englischen etwa sorgt dafür die verbindliche SVO-Abfolge:

- | | |
|-----------------------|-----|
| (3) Peter loves Mary. | SVO |
| (4) Mary loves Peter. | SVO |

Dem englischen *native speaker* ist klar, dass an erster Stelle jeweils das Subjekt steht, beide Sätze transportieren also eindeutig unterscheidbare Aussagen. Etwas komplizierter verhält es sich mit dem Deutschen, welches über eine freiere Wortstellung verfügt:

- | | |
|------------------------------------|--------|
| (5) (a) Peter liebt Maria. | SVO(?) |
| (b) Peter liebt Maria. | OVS(?) |
| (6) (a) Der Peter liebt die Maria. | SVO |
| (b) Den Peter liebt die Maria. | OVS |

Während mangels verbindlicher Serialisierungsregularitäten die formgleichen Sätze (5) (a) und (b) im Deutschen einerseits als prototypische SVO-Abfolge interpretiert werden können, andererseits auch – sofern es der Kontext zulässt – als OVS-Abfolge, schafft der Artikel in (6) (a) und (b) klare Verhältnisse. Dieser Einzelbefund macht deutlich, dass die Artikelentwicklung im Deutschen noch nicht abgeschlossen ist und zudem seit jeher unidirektional verläuft. Man kann davon ausgehen, dass der Artikel in Zukunft auch in weiteren Positionen erscheinen wird, die er früher gemieden hat, wie es aktuell bei den Eigennamen der Fall ist. Umgekehrt ist allerdings nicht zu erwarten, dass in anderen Bereichen wieder ein Abbau stattfindet (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 25).

Der permanente Zuwachs an Artikelsetzungen ist nicht nur seit dem Beginn der deutschsprachigen Überlieferung gut dokumentiert, sondern auch in allen anderen germanischen Sprachen festzustellen (vgl. OUBOUZAR 1989: 33). Dementsprechend lässt sich die Verwendung des Artikels gut nachvollziehen und anhand von einzeln analysierten Belegen auch detaillierter beschreiben, was in Arbeiten wie jenen von GRÄF 1905, BELL 1907, HARTMANN 1967 oder OUBOUZAR 1989 für die älteren Sprachperioden des Deutschen umgesetzt wurde. Diese Dokumentationen einzelner Phasen der Artikelgenese liefern zwar einen ausführlichen Befund über das Erscheinungsbild der Entwicklung zu einem bestimmten Zeitpunkt, können allerdings nicht erklären, warum diese überhaupt notwendig war. Die Frage nach dem „Warum“ ist in der diachronen Linguistik immer eng verbunden mit der Frage nach dem „Woher“ (vgl. LEISS 2000: 2). Die vorliegende Arbeit befasst sich demnach mit der Frage, warum die Entstehung eines definiten Artikels im Deutschen überhaupt notwendig war und in weiterer Folge mit jenen bisher kaum untersuchten Prozessen, die für dessen Ausbreitung in der frühesten Phase der deutschen Sprachgeschichte verantwortlich waren.

1.1 Ziel und Fragestellung

Das fast 150 Jahre andauernde linguistische Ringen um die Rekonstruktion eines germanischen Definitheitssystems fand erst vor kurzer Zeit ein Ende und damit seine Erfüllung in einem großen Dekonzentrationsprozess. Seit LEISS 2000 trat der Gedanke in den Hintergrund, auf Basis der Erforschung des Artikelsystems von Einzelsprachen Erkenntnisse über ein postuliertes gemeingermanisches Prinzip der Definitheit zu gewinnen. Dadurch konnte auch die Artikelgenese des Althochdeutschen mit größerer Freiheit spezifisch herausgearbeitet werden. Die dabei neu gezogenen Schlüsse stützten sich aber vorrangig auf einzelne Befunde oder sekundäre Ergebnisse bisheriger Arbeiten, das Fehlen von quantitativen Erhebungen hinterließ damit aus empirischer Sicht einige schwach belegte Hypothesen. Ziel dieser Arbeit ist, auf Basis eines größeren althochdeutschen Textes eben diese quantitativ zu überprüfen und damit einen „Statusbericht“ über den Zustand des althochdeutschen Definitheitssystems für die Zeit Otfrids von Weißenburg zu erstellen.

In ihren Überlegungen zur Distribution der Determinanten im Althochdeutschen kommt LEISS (2000: 165) zu dem Schluss, dass das Auftreten des definiten Artikels mit gewissen syntaktischen Positionen zusammenhängen muss, wenn man davon ausgeht, dass dieser vorrangig anaphorisch verwendet wurde. Die Idee des Artikels als anaphorisches Element wurde schon von OTTO BEHAGHEL (1923: 40) in den wissenschaftlichen Diskurs eingeführt, in der Folgezeit allerdings immer wieder, etwa von AURÉLIEN SAUVAGEOT (1929: 2), in Abrede gestellt. Diese Annahmen waren jedoch ausschließlich rein theoretischer Natur, ein empirischer Nachweis der einen oder anderen Seite blieb aus. Die in LEISS (2000: 161–165) angeführten Beispiele aus dem Tatian lassen jedoch vermuten, dass die Anaphorik als Motivation für die Artikelsetzung im Althochdeutschen eine gewichtige Rolle spielt. Um das auch quantitativ überprüfen zu können, ist es notwendig, die syntaktische Einbettung der althochdeutschen Artikelbelege genauer zu untersuchen. Nach dem „Centering-Model“ von GROSZ (1995: 12) sind anaphorische Elemente eng mit der Rolle des Agens und damit im Deutschen prototypisch mit dem Subjekt verknüpft. Wenn für das Althochdeutsche also ein ursprünglich anaphorisches Artikelsystem angenommen werden kann, so ist zu erwarten, dass der Artikel auch vorrangig in der Umgebung von agentiven Elementen gesetzt wird. Die zentrale Frage der vorliegenden Arbeit lautet demnach:

- (I) Erscheint der definite Artikel im untersuchten Textkorpus signifikant öfter in Subjektposition als in Objektposition?

Da der im Althochdeutschen aufkommende Artikel keine funktionale Leerstelle im grammatischen System besetzt, sondern nur eine zusätzliche Realisierung von Definitheitseffekten darstellt, ist zudem anzunehmen, dass er in Konkurrenz zu älteren Systemen dieser Art tritt, wie sie in den Kapiteln 2 und 3 beschrieben werden. Um eine gewisse Vollständigkeit bei der Beschreibung der althochdeutschen Definitheitsstrategien zu gewährleisten, ist auch der Status des sich in Auflösung befindlichen verbalen Aspekts zu bewerten. Im Mittelpunkt stehen dabei die perfektiven *gi*-Verben (< germ. *-ga), die in voralthochdeutscher Zeit für die Markierung von Definitheit zuständig waren (vgl. Kapitel 2.2.2 und

2.2.3). Der zentralen Forschungsfrage nach der syntaktischen Position von Artikeln schließen sich damit zwei weitere an:

- (II)(a) Verfügt das Althochdeutsche im untersuchten Textkorpus noch über einen funktionsfähigen Verbalaspekt zur Kodierung von Definitheit?
- (b) Kommt es dabei zu funktionalen Überlagerungen mit dem definiten Artikel?

Erst nach der Beantwortung dieser Teilfragen können die Ergebnisse zueinander in Beziehung gesetzt und damit der angekündigte Statusbericht erstellt werden.

1.2 Thematische Einbettung

Die Geschichte des Althochdeutschen ist gleichzeitig die Geschichte der frühesten deutschsprachigen Überlieferung. Für die Begrenzung der Periode wird sowohl auf außersprachliche als auch auf innersprachliche Kriterien zurückgegriffen, was letzten Endes maßgeblichen Einfluss auf unser heutiges homogenisiertes Bild des Althochdeutschen ausübt, das der damaligen sprachlichen Realität nur unzureichend entspricht (vgl. BERGMANN et. al. 2011: 34). Da aus der Zeit vor der Mitte des 8. Jahrhunderts keinerlei Textzeugnisse erhalten sind, neigt man in der Forschung generell dazu, die Genese der vom Kontinentalgermanischen ausgegliederten Dialekte des Hochdeutschen erst an diesem Punkt anzusetzen (vgl. NÜBLING et. al. 2010: 5). Mit dem Begriff des „Althochdeutschen“ werden ohnehin bereits mehr als 300 Jahre der deutschen Sprachentwicklung subsumiert, eine von außersprachlichen Kriterien unabhängige Betrachtung der Epoche auf Basis von rekonstruierten Strukturen wäre vermutlich deutlich länger. Aber selbst der eingegrenzte Überlieferungszeitraum ist ausreichend, um zu erkennen, dass die Sprache einem permanenten Wandel unterliegt und eine genaue systematische Beschreibung nur anhand von synchronen Ausschnitten erfolgen kann. Grundlegende Grammatiken des Althochdeutschen wie von BRAUNE/REIFFENSTEIN 2004 oder SCHRODT 2004 müssen aber den holistischen Ansprüchen einer diachronen Gesamtdarstellung genügen, um diesem Namen überhaupt gerecht zu werden. Bei der synchronen punktuellen Analyse bestimmter Texte kann demnach nicht immer auf diese Werke zurückgegriffen werden, deren untersuchtes Material eine so große zeitliche Varianz aufweist. Darüber hinaus ist immer die räumliche

Gliederung des nicht standardisierten Althochdeutschen zu beachten, um Erkenntnisse in Bezug auf einen einzelnen Dialekt nicht zu übergeneralisieren. Wie mit diesen allgemeinen Problemen in der vorliegenden Arbeit im Speziellen umgegangen wird, ist in Kapitel 4.1 nachzulesen. Gesamtaussagen über Tendenzen, die nicht nur für einzelne diachrone oder areale Ausschnitte, sondern für die gesamte Epoche postuliert werden können, sind als solche insofern kenntlich gemacht, als der Terminus „Althochdeutsch“ ohne weitere Auskommentierung verwendet wird. Steht allerdings der Bezug zu einer einzelnen Varietät im Vordergrund, so wird zusätzlich auf die Quelle hingewiesen.

Ein wichtiger Bestandteil dieser Arbeit ist die Nachzeichnung der deutschen Artikelgenese aus morphologischer Sicht. Da es sich dabei um einen Grammatikalisierungsprozess handelt, ergeben sich aufgrund der formalen Doppelbesetzung terminologische Schwierigkeiten (vgl. Kapitel 1.4.3). Die Unterschiede zwischen Demonstrativpronomen, Relativpronomen und Artikel sind in vielen altgermanischen Sprachen, im Gotischen sowie im Althochdeutschen, nur unzureichend definiert, weswegen alle Begriffe in gewissen Kontexten synonym gebraucht werden müssen (vgl. BRAUNE/REIFFENSTEIN 2004: 247). Wenn in den folgenden Kapiteln von Determinanten ohne den Zusatz „definit“ die Rede ist, wird dennoch auf den bestimmten Artikel Bezug genommen. Der unbestimmte Artikel hingegen wird im Zuge dieser Arbeit nicht behandelt, da er ein deutlich jüngeres Phänomen darstellt, welches sich in keinerlei Opposition zum definiten Artikel entwickelt hat (vgl. LEISS 2000: 2).

1.3 Struktur

Bei der näheren Untersuchung der Emergenz des definiten Artikels im Althochdeutschen auf Basis eines großen zusammenhängenden Textes müssen zwei Wege eingeschlagen werden, der theoretische und der empirische. Diese angestrebte Zweiteilung kann grundsätzlich nicht mit letzter Konsequenz umgesetzt werden, da die Verflechtung von Theorie und Empirie selbst dort immanent ist, wo die Korpusanalyse und die daraus resultierenden Ergebnisse im Vordergrund stehen.

Um das althochdeutsche Definitheitssystem verstehen zu können, ist ein Blick auf die sprachhistorischen Vorbedingungen unerlässlich. Daher werden in Kapitel

2 die germanischen Definitheitsstrategien genauer dargestellt und die damit verbundenen wissenschaftlichen Kontroversen diskutiert. Bei der Rekonstruktion dieser Strategien steht nur indirekt hilfreiches authentisches Textmaterial zur Verfügung, da das Gemeingermanische keinerlei schriftliche Zeugnisse hinterlassen hat. Deswegen müssen über das Gotische des 4. Jahrhunderts, das durch die Bibelübersetzung von Bischof Wulfila verhältnismäßig gut belegt ist, Rückschlüsse auf vorschriftliche Verhältnisse gezogen werden. Auf dem Weg durch die verwässerte Datenperipherie der altgermanischen Sprachen begibt man sich mit dieser indirekten Methode wissenschaftlich immer wieder auf dünnes Eis, mangels Alternative lohnt sich jedoch dieser Umweg.

Sind die angesprochenen Vorbedingungen erst einmal geklärt, ist der Weg zur Untersuchung der Genese des deutschen Artikels geebnet. Kapitel 3 befasst sich einerseits mit den theoretischen Konstrukten althochdeutscher Definitheitssysteme, wie sie in der Forschung hypostasiert wurden, andererseits auch mit der morphologischen Genese des Artikels und all seinen Grammatikalisierungsstufen, was aufgrund des vorhandenen Textmaterials für das Althochdeutsche im Gegensatz zum Gotischen möglich ist. Die dabei zitierten Beispiele aus den großen Texten des Althochdeutschen wurden alle dem digitalen Projekt „Thesaurus Indogermanischer Text- und Sprachmaterialien“ (TITUS)¹ der Universität Frankfurt entnommen und sind mit dem jeweiligen Anfangsbuchstaben des Werktitels gekennzeichnet.

Die im zentralen Kapitel 3 angesprochenen Hypothesen sollen im empirischen Teil der Arbeit mit quantitativen Methoden überprüft werden. Kapitel 4 ist dabei als fließender Übergang zu sehen, welches Theorie und Praxis in ausgewogenem Maße vereint und zu Kapitel 5 führt, in dem die Ergebnisse der Arbeit diskutiert, interpretiert und gerafft dargestellt werden. Eine ausführlichere Präsentation aller gesammelten Belege befindet sich im Anhang, was aufgrund des Umfangs notwendig war, um den Fließtext der Arbeit nicht zu unterbrechen.

¹ Vgl. <http://titus.uni-frankfurt.de/texte/etcs/germ/ahd>

1.4 Zentrale Begriffe

Abschließend seien hier einige Termini vorgestellt, die in der vorliegenden Arbeit zentralen Stellenwert besitzen und deren Erläuterung grundlegende Voraussetzung für das Verständnis der behandelten Themen ist.

1.4.1 Aspekt

Begibt man sich auf die Suche nach den Ursprüngen des definiten Artikels, so ist vorrangig eine Frage zu klären: Was war vor dem Aufkommen der Determinanten für die Markierung von Definitheit zuständig? Eine grammatische Kategorie ist immer als Konstante anzusehen, lediglich ihre Realisierungen beziehungsweise ihre formalen Muster können unterschiedlich sein. Ansonsten müsste man artikellosen Sprachen die so wichtige Kategorie der Definitheit absprechen oder den Artikel generell als Luxus ansehen (vgl. LEISS 2000: 3). Wie in den Kapiteln 2 und 3 ausführlich beschrieben, sind die Auslöser von Definitheitseffekten im verbalen Bereich zu finden, genauer gesagt im Verbalaspekt. Der Aspekt an sich ist auch dem modernen Deutsch nicht gänzlich unbekannt, aber zumindest etwas fremd, was sich anhand einfacher Beispiele aus dem Bereich des Tempussystems demonstrieren lässt. Betrachten wir zunächst zwei Sätze, die ein telisches Verb beinhalten, welches einmal im Präteritum und einmal im Perfekt erscheint:

(7) Der Fluss fror zu.

(8) Der Fluss ist zugefroren.

Auf den ersten Blick scheinen beide Sätze bedeutungsgleich zu sein und tatsächlich zeigt die sprachliche Realität, dass diese Interpretation durchaus zulässig ist. Schließlich werden die deutschen Vergangenheitstempora nicht mehr wie in den romanischen Sprachen als unterschiedliche Funktionen realisiert, sondern sind Ausdruck arealer Unterschiede innerhalb der deutschen Sprachlandschaften, da im Oberdeutschen das Präteritum schon vor mehreren Jahrhunderten ausgestorben ist (vgl. EBERT et. al. 1993: 388–389). Das Perfekt übernimmt dadurch beide Aufgaben, deren sich ein Muttersprachler jedoch heutzutage nicht mehr bewusst ist. Denn Satz (8) kann auf zwei unterschiedliche Arten interpretiert werden:

(a) Der Fluss befand sich im Zustand des Zufrierens.

(b) Der Fluss befindet sich im Zustand des „Zugefrorenenseins“.

Auf Satz (7) trifft nur Interpretation (a) zu. Das Perfekt hingegen ist Mittel unterschiedlicher Aspektualisierungen, die als Tempora reanalysiert werden. Die resultative Lesart (b) bedingt zwar das Vorhandensein eines durativen Prozesses (a), unterscheidet sich von diesem allerdings grundsätzlich. Für Sprecher von artikellosen Aspektsprachen wie dem Russischen ist dieser Unterschied deutlich einfacher nachzuvollziehen. Aber auch im Deutschen, das sein Aspektsystem vor langer Zeit abgebaut hat, scheinen „Reste“ dieser einstigen Kategorie immer wieder im grammatischen System durch. So ist es auch kein Zufall, dass das Partizip Perfekt mit dem Präfix *ge-* (< ahd. *gi-* < germ. **ga-*) gebildet wird, das seit jeher Ausdruck des verbalen Aspekts ist (vgl. LEISS 2000: 122). Dieses Beispiel verdeutlicht, dass bis heute im Deutschen eine gewisse Modifizierung des verbalen Bereiches jenseits der schulgrammatischen Kategorien stattfinden kann. Aspektuelle Lesarten, die zusätzlich den nominalen Bereich mit einschließen, können darüber hinaus heute zum Teil mithilfe des Artikels erreicht werden (vgl. LEISS 2000: 13):

(9) Ich habe Holz gespalten.

(10) Ich habe das Holz gespalten.

Zunächst ist festzustellen, dass der Artikel hier nicht nur einen Grad der Bekanntheit des determinierten Substantivs signalisiert, sondern zusätzlich auch den Skopus, also den semantischen Wirkungsbereich desselben, restringiert. Während in (9) von einer unbestimmten Menge an Holz gesprochen wird, ist in (10) von einer endlichen Menge und darüber hinaus einer Gesamtheit des Holzes die Rede. Das hat zur Folge, dass auch die Verbalsituation als „abgeschlossen“ markiert wird, die Handlung in (9) hingegen ist eine kontinuierliche (vgl. LEISS 2000: 13–14).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die grammatische Kategorie des Aspekts im Deutschen nach wie vor sowohl im nominalen als auch im verbalen Bereich wirkt und Ausdruck des Verhältnisses zwischen Kommunikationsteilnehmer und zeitlicher Struktur der beschriebenen Handlung ist. Die Beispiele (9) und (10) zeigen zudem, dass auch durch einen definiten Artikel Aspektualisierungseffekte ausgelöst werden können. Diese Verflechtung

von Artikel und Aspekt beziehungsweise die Überschneidung ihrer funktionalen Zuständigkeitsbereiche bilden das wissenschaftlich-theoretische Grundgerüst bei der Erforschung der althochdeutschen Definitheitssysteme, dementsprechend oft wird im Folgenden darauf referiert.

1.4.2 Definitheit und Indefinitheit

Ebenso wie die Funktionen des Artikels sowie des Aspekts sind die Eigenschaften von Definitheit selbst umstritten und eine Gesamtdarstellung ihrer Charakteristika ist daher bislang ausständig. Bisherige Versuche einer solchen Darstellung waren meist von dem Vorhaben gelenkt, die Kategorie der Definitheit auf so wenige Merkmale wie möglich zu reduzieren. CHRISTOPHER LYONS (1999: 12–13) definiert zwei Basiswerte, denen sich alle anderen Definitheitslesarten unterordnen: *identifiability* und *inclusiveness*. Das Merkmal der Identifizierbarkeit eines Referenten und der Inklusivität, die eine Totalität signalisiert, wie sie in (10) vorzufinden ist, ergänzen sich dabei, funktionale Überschneidungsbereiche sind daher in jedem Fall auszuschließen. Für LYONS wäre aber die Reduktion auf lediglich einen Aufgabenbereich die einzig befriedigende Möglichkeit, die Frage nach der Hauptcharakteristik der Definitheit zu beantworten, dementsprechend kritisch betrachtet er selbst sein Ergebnis:

But, in so far as we can still say that *identifiability* and *inclusiveness* have persisted, writers almost invariably choose one or the other of them and claim that this one gives the correct account. The reality is, however, that no one has shown conclusively that a version or mutation of either *identifiability* or *inclusiveness* accounts adequately for all definite uses. Some uses still seem to yield to only one or the other characterization. The question with which began the chapter – *identifiability* or *inclusiveness*? – is, therefore still unresolved (LYONS 1999: 274).

Ein alternatives Modell und damit die Beschreibung aller Definitheitsmerkmale anhand einer Funktion bietet LEISS (2000: 254–255), ohne die in LYONS 1999 aufgestellten Thesen und Abrede stellen zu müssen: Im Sinne der PEIRCESchen „Type-Token-Transformation“ wird der Definitheit ein ähnlicher Aufgabenbereich zugeordnet. Die dabei bemühten Termini „Konzept“ und „Perzept“ beschreiben jeweils den Zustand der Indefinitheit beziehungsweise der Definitheit. Ein Konzept zeichnet sich durch ein stark eingeschränktes Inventar an semantischen Merkmalen aus, während ein Perzept durch die Offenheit in Bezug auf eine nähere Charakterisierung definiert ist. In hyperdeterminierenden Sprachen sind diese Unterschiede weitgehend verblasst, was die Artikelsetzungen betrifft:

(11) Das Pferd ist ein Säugetier.

(12) Das Pferd ist verletzt.

Das Setzen des Artikels in Satz (11) ist auf seine übergeneralisierende Verwendung im Neuhochdeutschen zurückzuführen, nicht auf eine eventuelle Notwendigkeit der Definitheitsmarkierung. Das als Klassenbegriff erwähnte Pferd ist ein Konzept, welches auf ein begrenztes Bündel an semantischen Merkmalen referiert und eigentlich keiner weiteren Konkretisierung bedarf. In einem vergleichbaren Satz des noch hypodeterminierenden Althochdeutschen wäre hier dementsprechend auch kein Artikel zu erwarten (vgl. LEISS: 2000: 164). Das determinierte Substantiv in Satz (12) hingegen bezieht sich auf ein in der Realität verankertes Perzept, dessen Merkmale wie die bereits erwähnten Charakteristika „Inklusivität“ und „Identifizierbarkeit“ aktiviert werden können. Diese von LYONS 1999 eingeführten Kernmerkmale der Definitheit lassen sich beide auf eine „Konzept-Perzept-Transformation“ zurückzuführen. Die Hauptaufgabe der Definitheit ist damit als „Perzeptualisierung“ zu definieren, der definite Artikel ist zur Intendierung von Perzeptqualität fähig und zuständig (vgl. LEISS 2000: 265).

Die von LEISS vorgeschlagene Reduzierung der Definitheit auf die Perzeptualisierung ist als musterhafte Realisierung und primäre Funktion zu verstehen. Die stark ausdifferenzierten sekundären semantischen Lesarten definitiver Substantive mit allen denkbaren Kodierungen von Definitheit gestalten sich deutlich komplexer und werden an den entsprechenden Stellen in dieser Arbeit noch herausgearbeitet. Vorerst genügt jedoch diese simplifizierende und dennoch anwendbare Systematik als grundsätzliche Vorbemerkung.

1.4.3 Grammatikalisierung

Ebenso wie die außersprachliche Wirklichkeit unterliegt die Sprache selbst einem permanenten Wandel, um den kommunikativen Bedürfnissen der Sprechergemeinschaft immer wieder aufs Neue gerecht zu werden. Besonders die Pragmatik, aber auch die Lexik sind empfänglich für Impulse externer Faktoren wie Gesellschaft und Politik, die Grammatik als innerste Schicht der Sprache hingegen zeigt sich oftmals vergleichsweise isoliert (vgl. DEBUS 1980: 188). Dennoch erweist sich das grammatische System einer Sprache als ebenso dynamisch, seine Wandlerscheinungen sind jedoch deutlich komplexer und

vielschichtiger als jene der Lexik oder der Pragmatik. Die zentrale Erkenntnis der Erforschung von Sprachdynamik ist, dass grammatische Kategorien Konstanten bilden und sich lediglich ihre Ausdrucksmittel verändern können (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 5). Der Prozess dieser ständigen Veränderung sowie dessen Ergebnis in Form von neu entstandenen beziehungsweise weiterentwickelten grammatischen Morphemen werden in der Linguistik als Grammatikalisierung bezeichnet (vgl. HOPPER/TRAUGOTT 2006: 1). Den Ausgangspunkt dieser Entwicklungen bilden Morpheme mit unterschiedlicher Funktion. So können einerseits Lexeme mit denotativer Aufgabe im Zuge einer Grammatikalisierung desemantisiert und zum semantisch ausgedünnten Grammem werden. Die von nun an transportierten Inhalte des Morphems sind infolgedessen nicht mehr konkret, sondern in höchstem Maße abstrakt (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 5). Andererseits können auch Morpheme mit bereits grammatischer Funktion noch stärker grammatikalisiert werden. Das Grammem wechselt dabei nicht seine Zeichenklasse (vgl. LEHMANN 1995: 11). Im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit ist diese Art der sogenannten sekundären Grammatikalisierung besonders wichtig, da sie die Basis der deutschen Artikelgenese darstellt. Schrittweise kann im Althochdeutschen die Entwicklung des ursprünglich stark deiktischen Demonstrativpronomens zum grammatikalisierten und unbetonten Artikel beobachtet werden (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 6). Der gesamte Grammatikalisierungspfad mit all seinen unterscheidbaren Zwischenstufen wird in Kapitel 3 genauer beleuchtet, wobei eine Feindifferenzierung nicht immer möglich ist. Jeder Grammatikalisierung ist inhärent, dass sie an bestimmten Entwicklungspunkten des Prozesses mehrfach interpretierbare Oberflächenstrukturen schafft, da das Erscheinen eines neuen Grammems in immer zahlreicheren Gebrauchskontexten nur durch eine stetige expansive Entwicklung des semantischen Wirkungsbereiches möglich wird (vgl. HIMMELMANN 1997: 28). Die Definition einzelner Stadien der Kontextausweitung kann zum Teil nur unter Missachtung dieser fließenden Übergänge erfolgen.

Der definite Artikel stellt im Althochdeutschen zwar eine Neuerung dar, die von ihm aktivierte Kategorie der Definitheit allerdings nicht. Vorerst erzeugt das System lediglich zusätzliche Formen der kategorialen Realisierung, die den alten zur Seite gestellt werden. Offensichtlich besteht in der Sprechergemeinschaft einer

Sprache stets das Bedürfnis, die außersprachliche Welt immer wieder auf neue Weise darzustellen. Die Grammatikalisierung selbst ist lediglich das Produkt dieser Bestrebungen nach *finding new ways to say old things* (HOPPER/TRAUGOTT 2006: 73).

2 Definitheit im Germanischen

Alle modernen germanischen Sprachen haben wenigstens einen definiten Artikel entwickelt. Daraus abzuleiten, der Artikel sei bereits im Proto germanischen Teil des grammatischen Systems gewesen, wäre allerdings eine voreilige Schlussfolgerung, da das bloße Vorhandensein eines Artikels noch nichts über seine Funktion und damit seine Herkunft aussagt. Schließlich gibt es in vielen Sprachen Determinanten mit unterschiedlichster Distribution und Funktion, die wenigsten davon sind mit den germanischen verwandt. Bevor aber das althochdeutsche Artikelsystem näher untersucht werden kann, müssen zuerst die sprachhistorischen Vorbedingungen verstanden und mit den späteren Entwicklungen in Zusammenhang gebracht werden. Da die deutschsprachige Überlieferung aber nicht weiter als bis ins 8. Jahrhundert zurückreicht, kann mit einem Erkenntnisgewinn nur über Umwege gerechnet werden.

2.1 Rekonstruktion des germanischen Definitheitensystems

2.1.1 Einordnung der gotischen Sprache

Unsere heutige Vorstellung der proto germanischen Ursprache ist das Ergebnis einer germanistischen Rekonstruktionsphilologie, die aus dem vorhandenen Datenmaterial der älteren Perioden unterschiedlicher Sprachen gemeinsame Ursprünge abzuleiten versucht. Besonders in den traditionellen Teilbereichen der historischen Linguistik, der Phonologie und der Morphologie, ist diese Methode sehr erfolgreich. Die Rekonstruktion von syntaktischen und erst recht semantischen Strukturen wird allerdings zur wissenschaftlichen Gratwanderung. Da sich die vorliegende Arbeit aber in erster Linie mit jenen schwerer fassbaren grammatischen Bereichen beschäftigt, deren Erforschung auf authentisches und zusammenhängendes Textmaterial angewiesen ist, um valide Ergebnisse zu liefern, können auf der Basis von rekonstruierten sprachlichen Mustern des Proto germanischen keine aussagekräftigen Schlüsse gezogen werden. Um dieses Problem zu umgehen, wird in der historischen Linguistik üblicherweise auf jene überlieferte Sprache zurückgegriffen, die dem Gemeingermanischen sowohl zeitlich als auch strukturell näher kommt als jede andere: das Gotische.

Die Abtrennung des Ostgermanischen vom Gemeingermanischen wurde in der Forschung lange als besonders früh, zeitweise bereits im 5. vorchristlichen Jahrhundert, angesetzt, die Datierung musste in den letzten Jahren allerdings kontinuierlich nach vorne korrigiert werden. So basiert das Stemma der germanischen Dialektaufgliederung von OTTAR GRØNVIK 1995 noch auf der von HANS KUHN begründeten Annahme, das Nord- und Westgermanische bildeten einen in geschlossener Opposition zum innovativen Ostgermanischen stehenden konservativen Block (vgl. GRØNVIK 1995: 75). Unter diesen Umständen wäre es nicht zu rechtfertigen, über das Gotische Rückschlüsse auf gemeingermanische Zustände zu ziehen. Diese Einteilung der Dialektspaltungen ignorierte aber die starke Einheit, die das Westgermanische und das Nordgermanische lange bildeten und die letztlich für die zahlreichen gemeinsamen Veränderungen der beiden Gruppen verantwortlich war, welche ursprünglich als unabhängig voneinander beibehaltene Archaismen interpretiert wurden. Das von GRØNVIK 1998 neu erstellte Stemma berücksichtigt diese Erkenntnisse und attestiert den nordwestgermanischen Sprachen innovativen und dynamischen Charakter, während das Ostgermanische länger im Zustand gemeingermanischer Verhältnisse verharrte (vgl. GRØNVIK 1998: 147–149). Da das Gotische die mit Abstand älteste schriftlich belegte germanische Sprache ist, wurde ihm in der Wissenschaft ohnehin immer eine Sonderstellung bei der Rekonstruktion des Gemeingermanischen zuerkannt, erst mit der Neudefinierung der germanischen Dialekträume unter Berücksichtigung ihres topografischen und diachronen Wandels erhielt dieser Status aber neben der wissenschaftshistorischen Motivation auch einen linguistischen Unterbau.

2.1.2 Zur Überlieferungsproblematik des Gotischen

Ist die Einordnung des Ostgermanischen erst gelungen und damit die gotische Sprache für geeignet befunden, als Grundlage zur Untersuchung der germanischen Definitheitsstrategien zu fungieren, müssen in weiterer Folge Quantität und Qualität des überlieferten Textmaterials bewertet werden. Das Gotische ist nur in einem großen zusammenhängenden Text des 4. Jahrhunderts schriftlich erhalten, der Bibelübersetzung von Bischof Wulfila (vgl. STREITBERG 1920: 8). Daneben gibt es noch einige kleinere Sprachdenkmäler des Gotischen, deren Textumfang mit nur wenigen Blättern meistens gering und daher für morphologische und

syntaktische Analysen mangels Kohärenz wenig geeignet ist (vgl. W. KRAUSE 1968: 19–23).

Die gotische Bibel ist somit ein isoliertes Textzeugnis eines einzigen Verfassers, weswegen durchaus berechtigte Zweifel am Gotischen als gemeingermanische Erkenntnisquelle angebracht sind. Ohne vergleichbares Sprachmaterial bleibt die Wulfilabibel ein singulärer synchroner Querschnitt des Gotischen, bei dessen Erforschung man immer Gefahr läuft, von einzelnen Befunden auf extrapolierte Werte zu schließen. Dazu kommt noch der Umstand, dass eine interlineare Übersetzung einer griechischen Bibel keine geeignete Basis für die Erforschung von syntaktischen und morphologischen Phänomenen bieten kann, insbesondere die bisher definierten Wortstellungsregularitäten müssen immer in diesem Kontext kritisch betrachtet werden (vgl. LEISS 2000: 117). Auf einen etwaigen Einfluss griechischer Strukturen auf die in dieser Arbeit relevanten grammatischen Teilbereiche wird an entsprechenden Stellen in den folgenden Unterkapiteln noch genauer eingegangen.

2.2 Definitheit im Gotischen

Die bisherige Erforschung der germanischen Definitheitsmarkierung führte aus genannten Gründen zwangsweise über das Gotische und kam im Laufe der Zeit immer wieder zu neuen und teils widersprüchlichen Erkenntnissen. So erschien bereits 1874 von BERNHARDT² der erste Aufsatz zur Artikelsetzung im Gotischen und dem von ihm negierten Einfluss des Griechischen. Er betonte vor allem den vergleichsweise hypodeterminierenden Charakter des Gotischen, dessen bestimmte Artikel nur einen Bruchteil der äquivalenten griechischen Determinanten wiederzugeben imstande sind. Dies veranlasste den Pionier der modernen Gotistik, WILHELM STREITBERG, dazu, das Vorhandensein eines Artikels im Gotischen generell infrage zu stellen und die spärlichen Belege als Ergebnis zufälliger Lehnstrukturen abzutun (vgl. STREITBERG 1920: 188). Er bezog sich auf einen ähnlichen Befund von KARL BRUGMANN (1904: 21) und bewegte sich damit argumentativ auf dünnem Eis. Schließlich ist nicht die Häufigkeit von Belegen für das Vorhandensein eines strukturierten Artikelsystems ausschlaggebend, sondern eine Regelmäßigkeit in Bezug auf Form und Funktion, die gerade in einer

² Vorname nicht bekannt

hypodeterminierenden Sprachen wie dem Gotischen, das offensichtlich nur einen Teil der Artikel der hyperdeterminierenden Vorlagensprache überträgt, eher zu erwarten ist als in einer Sprache, deren Artikelsystem bereits durch zahlreiche Analogiebildungen aufgeweicht wurde. Die Frage nach solchen Regularitäten wurde allerdings lange nicht gestellt, weswegen auch Jahrzehnte später auf den STREITBERG'SCHEN Ansatz trotz immer wieder aufkommender Zweifel, etwa von BEHAGHEL 1923 oder SAUVAGEOT 1929, zurückgegriffen wurde:

Gothic had no articles. The Greek article is represented in some contexts by the simple demonstrative; in such passages the translator apparently intended to express emphasis. The early runic inscriptions also contain no article; accordingly we assume that there was none in Proto-Germanic. (LEHMANN 1994: 28)

Dieses Postulat von WINFRED LEHMANN markierte das vorläufige Ende einer wissenschaftlichen Kontroverse über die Realisierung der Definitheit im Gotischen, die über 100 Jahre andauerte. Wenngleich als Axiom geplant, hinterlässt dieses Zwischenergebnis heute wie damals viele ungelöste Probleme und wirft letzten Endes mehr Fragen auf, als es zu beantworten imstande ist. Aufbauende Untersuchungen folgten kaum oder waren aufgrund dieser dogmatischen Grundlage, die wiederum auf grundsätzlich schwer beweisbarer negativer Evidenz fußt, wenig flexibel und innovativ.

Allen Arbeiten zur Definitheit im Gotischen bis einschließlich LEHMANN 1994 ist gemeinsam, dass sie das Phänomen isoliert betrachten und bewerten, dementsprechend wurde der Artikel lange nicht in Zusammenhang mit anderen grammatischen Kategorien und Sprachwandelprozessen untersucht. Wenn man aber bedenkt, dass die Artikelsetzungen in allen germanischen Sprachen im Laufe der Geschichte zunehmen, so kann man davon ausgehen, dass damit die Bildung einer funktionellen systemischen Lücke verhindert werden sollte, ansonsten müsste man den Artikel auch in der Hypodetermination als Luxus ansehen. Es lohnt sich jedenfalls der Blick auf die grammatischen Kategorien, deren Wirkungsbereich sich mit jenem des Artikels zumindest teilweise überschneidet. ELISABETH LEISS 2000 sieht den Ursprung des Artikels im alten germanischen Aspektsystem, das in den frühesten Phasen aller Folgesprachen bereits Auflösungstendenzen zeigt. Wenn man für das Gotische einen bestimmten Artikel nachweisen und damit Klarheit in Bezug auf gemeingermanische Definitheitsverhältnisse schaffen will, müssen daher zuerst zwei Fragen

unabhängig voneinander diskutiert und in weiterer Folge zueinander in Bezug gesetzt werden:

- (1) Kann aus morphologischer Sicht bereits von einem definiten Artikel im Gotischen gesprochen werden?
- (2) Verfügt das Gotische über ein Aspektsystem?

Erst dann kann die von LEISS 2000 vorgestellte Aspektthese Licht auf das gotische Definitheitssystem werfen. Dies ist zusätzlich für diese Arbeit von besonderer Relevanz, da eine systematische Einordnung des althochdeutschen Artikels ohne den Vergleich mit den Definitheitsstrategien anderer germanischer Sprachen nicht möglich ist. Insofern müssen Urteile wie jenes von WOLFGANG BINNIG (2004: 977), das Gotische „leiste als Vergleichsbasis oder Folie für die Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen nichts“, relativiert werden. Sollten die Artikelemergenz und das Aspektsystem von ost-, nord- und westgermanischen Sprachen in Form und Funktion nur geringfügig voneinander abweichen, würde dies auf ein bereits strukturiertes gemeingermanisches Definitheitssystem hinweisen, obwohl das Gotische natürlich nicht als Vorläufer des Deutschen anzusehen ist. Den Gedanken von BINNIG konsequent zu Ende gedacht, dürfte aber auch das Althochdeutsche nicht mit dem Neuhochdeutschen in Beziehung gesetzt werden, beide Sprachstufen unterscheiden sich nämlich deutlich hinsichtlich ihrer Genese und arealen Verteilung (vgl. LEISS 2000: 157). Diesbezüglich war man bei der Einhaltung der Parameter in der Linguistik bislang aber deutlich flexibler.

2.2.1 Der gotische Artikel

2.2.1.1 Morphologische Genese

Die gängigen Grammatiken des Gotischen, darunter BRAUNE/HEIDERMANNS 2004, führen keine eigenen Paragraphen für den gotischen Artikel an. Abgesehen von zumeist im Sand verlaufenen Kontroversen zur Existenz des Artikels ist das insofern nicht verwunderlich, als eine Formgleichheit mit dem gotischen Demonstrativpronomen vorliegt. Ebenso wie im Althochdeutschen wird im Gotischen das Demonstrativum *sa* / *þata* / *sô* in determinierender Position gesetzt. Da die Grammatikalisierung des Artikels zum „bloßen Formwort“ als noch nicht sehr weit fortgeschritten angesehen werden kann, findet nur die Kategorie des Demonstrativums Berücksichtigung (vgl. BRAUNE/HEIDERMANNS 2004: 134).

Ob es überhaupt notwendig ist, bereits in dieser Phase der Artikelentwicklung von einer Grammatikalisierung zu sprechen, ist ohnehin fraglich. Eine Doppelfunktion des demonstrativen Elements ist nämlich auch in moderneren Sprachen nicht unüblich. So können *der / die / das* usw. im Neuhochdeutschen, besonders in den Dialekten, ebenfalls sowohl die Aufgabe eines Artikels als auch jene eines Demonstrativums übernehmen. Distinktive Funktion kommt dem bestimmten Artikel mit demonstrativem Gehalt sogar in der Standardsprache zu, um eine Opposition zu verschmolzenen Präpositionen wie bei *zum : zu dem* oder *am : an dem* zu schaffen (vgl. EISENBERG 1994: 267). Es gibt auch keinen Grund dafür, wie PETER EISENBERG (1994: 268) anzunehmen, der unbestimmte Artikel sei hier verantwortlich für die Verschmelzung und die Unterschiede zwischen Definitheit und Indefinitheit neutralisiert.³ Viel eher liegt hier wie im Gotischen funktionale Ambiguität vor. Ebenso kann der definite Artikel in der deutschen Standardsprache bei kataphorischen Verweisen, wie dem Einführen einer Nominalphrase mit attributivem Nebensatz, demonstrative Funktion erfüllen (vgl. FEUILLET 1993: 340).

Das Demonstrativpronomen als Ausgangspunkt für eine Artikelentwicklung ist auch in anderen Sprachen keine Seltenheit, so grammatikalisierte sich der romanische Artikel ebenfalls aus dem spätlateinischen Demonstrativum *ille* heraus (vgl. SEEBOLD 1984: 166, eine Gesamtdarstellung der romanischen Artikelgenese findet sich bei LAUSBERG 1972: 147–154), der bestimmte Artikel des Altgriechischen entstand wie das gotische und das althochdeutsche Demonstrativpronomen aus idg. **so / *sā / *tod*. Auch in diesen Fällen ist vorerst vermutlich von einer längeren Phase der Doppelfunktion auszugehen, wie es im Gotischen der Fall ist. Dementsprechend ist es nicht notwendig, das gotische Demonstrativpronomen semantisch in einer Position zwischen deiktischem Demonstrativum und bestimmtem Artikel einzuordnen, wie es bei W. KRAUSE (1968: 195) oder STREITBERG (1920: 188–189) geschieht. Sein semantisches Feld

³ Ohne es auszukommentieren, führt EISENBERG selbst das beste Beispiel für die Verschmelzung von Präposition und definitem Artikel an. So liegt es wohl auf der Hand, dass *ins* die Folge einer Verbindung von Präp. + Def. Art. und nicht von Präp. + Indef. Art. ist, andernfalls wäre das enklitische *s* nicht zu erklären. Der Dativ im Maskulinum (*zum / am*) bietet diesbezüglich lediglich weniger phonologische Differenz. Auch von einer in Betracht gezogenen Aufhebung der semantischen Unterschiede beider Kategorien kann nicht die Rede sein, zumindest gibt es keinen zwingenden Grund, eine solche anzunehmen.

umfasst hingegen schlicht ein sehr breites deiktisches Spektrum, das zwischen den beiden Polen „deiktisch“ und „nicht deiktisch“ angesiedelt ist. Ähnlich wie im Neuhochdeutschen kann man davon ausgehen, dass der gotische *native speaker* die jeweilige Bedeutung aus dem Kontext, der Betonung und möglicherweise auch der Stellung des Demonstrativums ableiten konnte (vgl. KOVARI 1984: 6).

Das Paradigma des gotischen Demonstrativpronomens ist vollständig in allen Kasus und Genera belegt. Im bereits fast restlos abgebauten Instrumental scheint es in der Wulfilabibel nur mehr selten auf und dabei nie in determinierender Funktion, sondern nur pronominal in Verbindung mit Konjunktionen (vgl. JELLINEK 1926: 125). Dementsprechend wird dieser Fall in keiner Grammatik unkommentiert angeführt, folglich auch nicht in dieser Arbeit:

Tab. 1: Paradigma des einfachen Demonstrativums im Gotischen.

		Mask.	Neutr.	Fem.
Singular	Nom.	sa	þata	sô
	Gen.	þis		þizôs
	Dat.	þamma		þizai
	Akk.	þana	þata	þô
Plural	Nom.	þai	þô	þôs
	Gen.	þizê		þizô
	Dat.	þaim		þaim
	Akk.	þans	þô	þôs

Quelle: BRAUNE/HEIDERMANNS (2004: 136).

Für die uns vorhandene Momentaufnahme der gotischen Sprache im 4. Jahrhundert bedienen sich sowohl Artikel als auch Demonstrativum an diesem Paradigma. Da es sich bei der Entwicklung des Artikels, wie wir durch den Vergleich mit anderen germanischen Sprachen wissen, um ein sehr dynamisches Phänomen handelt, ist nicht anzunehmen, dass ein polyfunktionales System dieser Art besonders lange in solch einen Ausgleichszustand verweilen kann. Tatsächlich ist auch im Gotischen zeitgleich bereits eine Tendenz zu erkennen, die diesem kritischen Status entgegenwirken soll. Ähnlich wie das Althochdeutsche, das durch die Klitisierung der deiktischen Partikel *-se* ein neues Demonstrativpronomen entwickelte (vgl. WERNER 1984: 210 bzw. BRAUNE/REIFFENSTEIN 2004: 249), um wieder eine vom Artikel genau unterscheidbare Form nachhaltig ins grammatische System zu integrieren, verfährt nämlich auch das Gotische und wählt dabei einen interessanten und ungewöhnlichen Weg.

Die Anfügung der enklitischen Partikel *-uh* für *und*⁴ an das ursprüngliche und vom Artikel „besetzte“ Demonstrativpronomen erlaubt die Ausgliederung eines neuen Paradigmas, das in den Übersetzungstexten nicht bei der Übertragung des griechischen Artikels Verwendung findet (vgl. BRAUNE/HEIDERMANNS 2004: 135):

Tab. 2: Paradigma des verstärkten Demonstrativums im Gotischen.

		Mask.	Neutr.	Fem.
Singular	Nom.	sah	þatuh	sôh
	Gen.	þizuh		-
	Dat.	þammuh		-
	Akk.	þanuh	þatuh	-
Plural	Nom.	þáih	-	-
	Gen.	-	-	-
	Dat.	-	-	-
	Akk.	þanzuhs	-	-

Quelle: BRAUNE/HEIDERMANNS (2004: 137).

Dass das Paradigma des „neuen“ Demonstrativpronomens so unvollständig und vor allem asymmetrisch ist, hängt zunächst natürlich damit zusammen, dass die Überlieferung der gotischen Sprache schon vor deren Aussterben im 6. Jahrhundert abbricht und keine weiteren zusammenhängenden Texte vorhanden sind, die für eine Vervollständigung notwendig wären. Allerdings hat die ungleiche Verteilung auf die verschiedenen Genera vielleicht andere Gründe, die bislang in der Forschung zum gotischen Artikel unberücksichtigt blieben. Auch wenn es möglich ist, sämtliche Formen zu rekonstruieren, wie es bei JELLINEK 1926 geschehen ist, bleibt trotzdem der Umstand, dass das neue Demonstrativpronomen offensichtlich vorwiegend bei Maskulina verwendet wurde. Führt man den Gedanken einer Ersatzstrategie zur Schaffung eines neuen Demonstrativums weiter, kommt man zu dem Ergebnis, dass im Gotischen vorwiegend maskuline Substantive durch einen Artikel determiniert wurden. Leider lassen sich diesbezüglich keine wissenschaftlichen Daten finden. Allerdings gibt es einen ähnlichen Befund für das Althochdeutsche von REINULF NEUMANN (1967: 4), dessen Auszählung der determinierten Substantive im „Tatian“ eine

⁴ Wieso das Gotische hier die Enklise gerade mit der Konjunktion *uh* vollzieht, scheint nicht geklärt zu sein. Immerhin verfügte das grammatische System wie im Althochdeutschen über eine Reihe altgermanischer Partikeln zur verstärkten Markierung von Deixis wie etwa germ. **sa* / **si*, das zur Bildung des heutigen deutschen Paradigmas um *dieser* / *diese* / *dieses* beitrug. Der Weg über eine Konjunktion ist zwar unüblich, aber nicht unlogisch. Verantwortlich ist vermutlich der semantische Charakter des Wortes, der etwas „Additives“ vermittelt und sich in unmittelbarer inhaltlicher Nachbarschaft zu „zusätzlich“ und damit zur Bedeutung „verstärkt“ befindet.

deutliche Tendenz zur Determinierung maskuliner Substantive zeigt. Der Grund dafür ist, dass diese im Althochdeutschen vorwiegend zählbare und pluralisierbare *count nouns* sind, während Feminina deutlich öfter als grundsätzlich artikellose Abstrakta und Kollektiva erscheinen (vgl. LEISS 2000: 168). Wenn es sich dabei um ein germanisches Erbe handelt, müsste auch im Gotischen eine solche Tendenz erkennbar sein. Dazu bräuchte es allerdings eine Auszählung der gotischen Artikel nach Genera, wie sie bislang noch nicht vorliegt. Da das jüngere Demonstrativpronomen augenscheinlich zuerst im Maskulinum entstanden ist, liegt der Verdacht jedenfalls nahe, dass das grammatische System in diesem Bereich zuerst handeln musste und bei den Feminina aufgrund deren Artikellosigkeit dementsprechend weniger Notwendigkeit bestand.

In Anbetracht dieser Umstände ist es nicht mehr möglich, den gotischen Artikel als zufälliges Lehnphänomen aus dem Griechischen abzutun, die aufgrund des asymmetrisch entwickelten Ersatzdemonstrativums vermutete Distribution weist auf ein regelgeleitetes Artikelsystem hin.

2.2.1.2 *Distribution des Artikels*

Ist die morphologische Genese des gotischen Artikels und dessen verwandten Formen erst geklärt, stellt sich in weiterer Folge die Frage, in welcher syntaktischen Umgebung das Demonstrativpronomen als Determinant gesetzt wird. Dabei kommt einem erneut die Textsorte, auf die sich die Überlieferung der gotischen Sprache vorwiegend gründet, nicht unbedingt entgegen. Bereits ein oberflächlicher Vergleich der Wulfilabibel mit ihrem griechischen Quellentext etwa zeigt, dass durch die Übersetzung auch die Serialisierung der Vorlage übernommen wurde (vgl. STREITBERG 2000: 2–3). Die Erforschung der gotischen Artikelemergenz kann also auf jeden Fall nicht über die Wortstellungsregularitäten erfolgen. Eine Übernahme syntaktischer Strukturen bezieht sich allerdings immer nur auf das jeweilige lexikalische Element, nicht alle grammatischen Kategorien werden gleichermaßen kopiert. Das hat zur Folge, dass Kategorien wie Numerus oder Person aufgrund der Tatsache, dass beide in sprachtypologischer Hinsicht sowohl im Gotischen als auch im Griechischen gleich realisiert werden, erwartungsgemäß bei interlinearen Übersetzungen in die Zielsprache transponiert werden können. Andere Merkmale wie Genus und Kasus allerdings besitzen genug

Autonomie in der jeweiligen Einzelprache, um sich derartigen Interferenzerscheinungen zu verschließen (vgl. LEISS 2000: 130). Für die Sprecher einer indogermanischen Sprache ist dieser Befund natürlich alles andere als spektakulär, die grammatische Froschperspektive lässt eigentlich keinen anderen zu. Da aber der Kategorie Definitheit/Indefinitheit eine ebensolche Autonomie wie dem Genus oder dem Kasus zugestanden werden muss, da die Realisierung derselben unterschiedlicher nicht sein könnte, ist die Distribution des gotischen Artikels vermutlich auch über einen Übersetzungstext erschließbar. Schon der erste Satz des Matthäusevangeliums zeigt, dass der griechische Artikel im Gotischen an manchen Stellen gesetzt wird und an manchen nicht. Zu dieser Erkenntnis kam BERNHARDT bereits 1874:

Schon eine oberflächliche vergleichung des gotischen textes der Evangelien und Episteln mit dem zu grunde liegenden griechischen ergibt, dass zwischen beiden im gebrauch des artikels ein auffallender unterschied obwaltet.“ (BERNHARDT 1874: 1)

In den folgenden Jahrzehnten wurde diese Bemerkung allerdings konsequent ignoriert, Linguisten wie BRUGMANN 1904 oder STREITBERG 1920 wandten sich mit Leidenschaft gegen die These eines genuin-gotischen Artikels, ohne aber – ob bewusst oder unbewusst – auf diesen unscheinbaren, jedoch wichtigen Kommentar BERNHARDS einzugehen.

Vergleicht man das Gotische mit dem besser überlieferten Altisländischen und dem Althochdeutschen, ist auf den ersten Blick ersichtlich, dass in Bezug auf die Form des Artikels keine zu erwartende Zweiteilung in einen nordwestgermanischen und einen ostgermanischen Block vorliegt. Während das Altisländische über einen postponierten Artikel einen Definitheitsmarker entwickelte, wie von LEISS (2000: 33–71) ausführlich dargestellt, gehen sowohl das Althochdeutsche als auch das Gotische den gleichen Weg und greifen auf das Demonstrativpronomen zurück. Zwar existiert auch im Isländischen ein Demonstrativpronomen, die Funktion des obligatorischen Artikels übernahm es jedoch nie (vgl. LEISS 2000: 119). Wenn der gotische Artikel mit dem althochdeutschen formgleich ist, wäre auch in der Funktion desselben eine gewisse Ähnlichkeit zumindest denkbar. Diese Analogie wurde von OTTO BEHAGHEL (1923: 38–43) in den wissenschaftlichen Diskurs eingeführt, als er ein gemeingermanisches Artikelsystem nachweisen wollte und dabei auf die

vorwiegend anaphorische Funktion des Demonstrativpronomens hinwies. Die Anaphorik als Quelle der Artikelgenese, wie sie ja auch im empirischen Teil dieser Arbeit für das Althochdeutsche nachgewiesen werden soll, ist aufgrund des demonstrativen Charakters des Determinanten naheliegend. BEHAGHEL lieferte allerdings nur ausgewählte Belege der jeweiligen Sprachen und prüfte damit seine These lediglich auf positive Evidenz. Dass auch im Gotischen determinierte Substantive im Thema und damit in der Anaphora stehen, ist bei einer größeren Datenmenge nicht überraschend, aufgrund dessen kann aber nicht von einer generellen anaphorischen Funktion des Artikels ausgegangen werden. Da sowohl für das Althochdeutsche als auch für das Gotische Bibelübersetzungen vorliegen, können an gewissen Stellen beide Sprachen hinsichtlich ihrer Artikelsetzungen gut miteinander verglichen werden. Die im Johannes- und im Matthäusevangelium überlieferte Geschichte vom über das Wasser schreitenden Heiland ist im althochdeutschen „Tatian“ wie in der gotischen Wulfilabibel überliefert. Die Erzählungen unterscheiden sich zwar in ihrer Wortwahl, im Zentrum des Geschehens steht jedoch in beiden Fassungen ein Schiff, das als Rhema in den Text eingeführt und anschließend mehrfach wiedererwähnt wird. Das Althochdeutsche wird dabei den Erwartungen eines postulierten anaphorischen Artikelsystems gerecht. Während in Satz (1) noch kein Artikel erscheint, finden sich in den Folgesätzen (2) und (3) determinierte Substantive als erneut eingeführtes und damit dem Leser bekanntes Thema:

- (1) Inti sár gibót hér thie iungiron stigan in **skéf** [...] (T 80, 7)
- (2) **thaz skef** in mittemo seue uuas giuuvorpozit mit then undon [...] (T 81, 1)
- (3) Inti nidarstiganter petrus fon **themo skefe** gieng oba themo uuazare [thaz her quami zi themo heilante.] (T 81, 3)

Laut BEHAGHEL (1923: 40) wären nun auch im Gotischen zwei Artikelsetzungen notwendig, da das Thema in der Einzel-Anaphora unmittelbar wiederholt wird. Allerdings fehlen in der Parallelstelle die erwarteten Determinanten, der anaphorische Bezug muss, wenn dessen Markierung im Gotischen überhaupt obligatorisch sein sollte, über eine andere Kategorie kodiert werden:

(4) jah usstigun in **skip** (W J. 6, 17)

(5) jah [...] gasaihvand Iesu gaggandan ana marein jah nehva **skipa** (W J. 6, 19)

(6) paruh wildedun ina niman in **skip** [...] (W J. 6, 21)

Auch hier kann ein Einfluss des Griechischen ausgeschlossen werden, die jeweils (5) und (6) entsprechenden Stellen im Quellentext enthalten zwei determinierte Substantive: **τοῦ πλοίου** und **τὸ πλοῖον**. Es muss sich also um eine genuine Struktur handeln.

Die These eines anaphorischen gotischen Artikels wurde von AURÉLIEN SAUVAGEOT (1929: 2) vehement abgelehnt, weder die Einzelanaphora noch die allgemeine Anaphora seien im Gotischen ausschlaggebend für die Artikelsetzung. Der französische Germanist ging aber soweit, auch den anderen germanischen Sprachen, darunter dem Althochdeutschen, einen anaphorischen Artikel abzusprechen, ohne dabei auf die von BEHAGHEL angeführten Belege genauer einzugehen. Da beide ein und dasselbe Artikelsystem für sämtliche germanische Sprachen aufstellen wollten, zogen weder BEHAGHEL noch SAUVAGEOT in Betracht, althochdeutsche und gotische Artikelbelege gesondert zu untersuchen. Dass formale Ähnlichkeiten nicht unbedingt mit funktionalen einhergehen müssen, wurde lange nicht erkannt. SAUVAGEOT sollte aber zumindest in Bezug auf das Gotische Recht behalten. Die anaphorische Verwendung des Artikels kommt zwar in einzelnen Fällen vor, ist aber keineswegs die Regel.

GEOFFREY KOVARI (1984: 55) kam zu dem Ergebnis, dass der gotische Artikel deutlich öfter vor Adjektiven und Partizipien als vor Substantiven zu finden sei und eine starke Affinität zur schwachen Flexion besitze. Allerdings finden sich in der Wulfilabibel zahlreiche Belege für den Nullartikel ebenso wie für den Artikel bei sowohl schwach als auch stark flektierten Substantiven und Adjektiven (vgl. LEISS 2000: 134–135). KOVARI (1984: 58) widerspricht sich allerdings innerhalb seiner eigenen Arbeit selbst, indem er letztlich einräumt, dass die Flexionsweise der Substantive keinerlei Einfluss auf den Artikel zu haben scheint.⁵ Viel eher ist

⁵ Die von KOVARI (1984: 203) angekündigte quantitative Untersuchung des Zusammenhangs von Flexion und Artikel ist laut LEISS (2000: 135, Fußnote 8) nie erschienen. Vermutlich sah KOVARI selbst ein, dass er sich mit seiner inzwischen widerlegten Theorie in einer wissenschaftlichen Sackgasse befand.

anzunehmen, dass die schwache Flexion selbst eine Folge der Artikelsetzung ist und nicht umgekehrt, wie bereits von APOLONIA ZAŁUSKA-STRÖMBERG (1982: 72) vermutet wurde. Jedenfalls spricht nicht viel für einen Einfluss der Flexion auf das Setzen eines Artikels im Gotischen.

Befasst man sich lediglich mit dem nominalen Syntagma der gotischen Sprache, so fällt es schwer, Funktion und Distribution des Artikels genau zu definieren. Aus diesem Grund boten lange weder die Arbeiten von BEHAGHEL noch jene seiner wissenschaftlichen Nachfolger befriedigende Ergebnisse. Der unmittelbare syntaktische Nachbar der Nominalphrase ist der Verbalbereich (vgl. LEISS 2000: 139), dem sich die folgenden Unterkapitel widmen.

2.2.2 Verbalaspekt im Gotischen

2.2.2.1 Generelle Diskussion

Die Frage, ob die germanische Grammatik berechtigt sei, die Begriffe der perfectiven und imperfectiven Aktionsart, die beim baltisch-slavischem Verbum von so tief in das Sprachleben eingreifender Bedeutung sind, auch auf ihrem Gebiete in Anwendung zu bringen, ist vielfach erörtert worden. Die Antwort ist bald bejahend, bald verneinend ausgefallen, hat jedoch nirgends zu einem gesicherten Endergebnis geführt. Deshalb scheint es geboten, die Untersuchung von neuem aufzunehmen. (STREITBERG 1891: 70)

STREITBERGS 1891 erschienene Arbeit mit dem Titel „Perfective und imperfective Aktionsart im Germanischen“ ist in mehrerlei Hinsicht ein Meilenstein für die Germanistik des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Das liegt zunächst daran, dass fast 70 Jahre nach GRIMMS berühmter Grammatik zum ersten Mal wieder ein Werk mit vergleichbar holistischem Anspruch entstand, einen größeren gemeinsamen grammatischen Teilbereich für alle germanischen Sprachen zu untersuchen. Die Kategorie des Aspekts wurde zwar hauptsächlich für das Gotische nachgewiesen, die Ergebnisse erlauben jedoch Rückschlüsse auf vorschriftliche germanische Verhältnisse. Vergleichbare zuvor erschienene Arbeiten wie jene von HEINRICH MARTENS 1863 versuchten jeweils, den Aspekt beziehungsweise die Existenz von perfektiven und imperfektiven Verben und deren stetigen Abbau in einer Einzelsprache ohne sprachhistorischen Kontext zu erklären. Darüber hinaus griff STREITBERG auf die Methode AUGUST SCHLEICHERS zurück, der in seiner 1855 erschienenen Arbeit „Das futurum im deutschen und slawischen“ durch Vergleiche altgermanischer Sprachen mit dem Altkirchenslawischen bereits indirekte Ergebnisse zum germanischen Aspekt

liefern konnte. Durch die komparatistische Arbeitsweise, unter Einbeziehung gesammelter Erkenntnisse zur Grammatik des Russischen, wurde der Begriff der Aktionsarten für bislang unzureichend definierte indogermanische Tempuskategorien nachhaltig in der germanistischen Terminologie verankert.

STREITBERG (1891: 83–93) wies anhand zahlreicher Beispiele nach, dass das den grundsätzlich imperfektiven Simplexverben des Gotischen vorangestellte Verbalpräfix *ga-* dazu fähig ist, den perfektiven Aspekt griechischer Verben adäquat darzustellen. Während im Gotischen andere Aktionsdifferenzierungen durch Präfixe wie *us-* oder *bi-* erreicht werden können, zeichnet sich *ga-* aufgrund seiner lang andauernden Genese als besonders stark grammatikalisiert und semantisch ausgedünnt aus, was die Bildung eines prototypischen Perfektivierungspräfixes begünstigt (vgl. LEISS 1992: 62). Es kann fast mit jedem Verb kombiniert werden und ist funktional der englischen *progressive form* sehr ähnlich (vgl. LEISS 2000: 122). Auch nach STREITBERG musste die These eines gotischen Aspektsystems noch einige Jahrzehnte lang verteidigt werden. Im Zentrum des Zweifels stand einmal mehr eine vermeintliche Interferenzerscheinung, die zur Präfigierung gotischer Verben geführt haben soll. So schreibt beispielsweise BOHUMIL TRNKA (1929: 497) zum Präfix *ga-*, *that its frequent use was due to the tendency of the translator to imitate*. ALLAN LAKE RICE konnte allerdings einen griechischen Einfluss auf den gotischen Verbalaspekt weitgehend widerlegen. Laut seiner Studie gibt es keinen einzigen griechischen Präfix, der im gotischen Übersetzungstext eine 1:1-Entsprechung findet, zudem finden sich insgesamt mehr Perfektivierungspräfixe im Gotischen als im Griechischen. Es wäre nicht zu erklären, warum Bischof Wulfila eine komplett neue Lehnstruktur in einer solchen Frequenz in den Text integrieren hätte sollen, die sogar jene der Quellsprache übertrifft (vgl. RICE 1932: 122).

Die Existenz eines gotischen Verbalaspekts ist seit RICE 1932, mit Ausnahmen wie JACK FEUILLET 1995, kaum noch umstritten. Dennoch aufkommende Einwände richten sich vorwiegend gegen die postulierten kategorialen Inhalte von Perfektivität und Imperfektivität. JURIJ MASLOV (1959: 568) etwa bemüht stattdessen die Begriffe „Terminativität“ und „Aterminativität“, die einen kategorialen Zustand beschreiben, der eine Vorbedingung für die Ausbildung eines

Aspektsystems ist, selber aber noch nicht als solches bezeichnet werden kann. Für das Zusammenspiel von Aspekt und Definitheit spielt aber lediglich die im Gotischen eindeutig vorhandene Opposition eine Rolle, welche durch funktionsfähige verbale Aspektpaare erreicht wird (vgl. LEISS 1992: 66).

2.2.1.1 *Rekonstruktion gotischer Aspektpaare*

Bei dem Versuch, ein gotisches Aspektsystem zu definieren, wurde lange ausschließlich das vorhandene und stark begrenzte Textmaterial untersucht und ausgewertet. So kommt FEUILLET (1995: 126) zu dem Schluss, dass nicht einmal ein Viertel aller belegten gotischen Verben eine aspektuelle Opposition bilden können und dementsprechend generell die Existenz einer solchen mit Recht angezweifelt werden darf. FEUILLET übersieht dabei aber, dass ein Korpus von deutlich größerem Umfang notwendig wäre, um für sämtliche Simplexverben des Gotischen mit allen seinen Formen Belege zu sammeln. Ein solches Korpus wäre auch für das Neuhochdeutsche, wenn überhaupt, wohl erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit mittels digitaler Daten möglich, die Auswertung desselben hingegen kaum zu bewältigen. Dennoch würde niemand auf die Idee kommen, manchen mittelhochdeutschen Verben seltenere Kategorien systematisch abzusprechen, nur weil das betreffende Lexem in dieser Form nicht schriftlich überliefert ist. Hingegen wären wir aufgrund unseres Sprachwissens und der damit einhergehenden automatisierten grammatischen Kompetenz dazu fähig, die Form analog zu bilden (vgl. LEISS 2000: 120). Da uns im Neuhochdeutschen aber die Kategorie eines Verbalaspekts völlig fremd erscheint und kein Sprecher des Gotischen mehr existiert, der über die erwähnte Kompetenz verfügen würde, kommt es immer wieder zu solchen übergeneralisierenden Schlussfolgerungen wie jenen von FEUILLET.

Sieht man sich wie im Gotischen mit einer verhältnismäßig kleinen Menge an Daten konfrontiert und möchte trotzdem eine systematische Regelmäßigkeit des untersuchten grammatischen Feldes ableiten, ist die Einhaltung von zwei Maximen notwendig (vgl. LEISS 2000: 120–121):

- Wenn lediglich der markierte Pol einer Kategorie, in diesem Fall ein präfigiertes Verb, belegt ist, kann in den meisten Fällen daraus geschlussfolgert werden, dass auch ein unmarkierter kategorialer Partner

existiert. So ist beispielsweise im Gotischen das perfektive Verb *ga-hailnan* belegt, es kann also davon ausgegangen werden, dass auch ein unpräfigiertes *hailnan* vorhanden war. Da das Simplexverb zudem in anderen germanischen Sprachen überliefert ist (vgl. das englische *to heal* oder deutsche *heilen*), kann daran kaum gezweifelt werden.

- Deutlich öfter ist allerdings nur der unmarkierte Pol einer Kategorie belegt, also das Simplexverb ohne aspektuellen Partner. In diesen Fällen kann nicht direkt auf das perfektive Pendant geschlossen werden, da es bei der Bildung von markierten Polen oft Selektionsrestriktionen gibt. Im Fall des Verbalaspekts betrifft das jene Verben, die ohnehin eine perfektive Semantik in sich tragen, wie zum Beispiel das gotische *qiman* („kommen“). Ein perfektives Verb kann nicht erneut perfektiviert werden. Wird es allerdings trotzdem mit *ga-* präfigiert, so entsteht das resultative Verb „zusammenkommen“. Dabei steht *ga-* in seiner ursprünglichen Bedeutung und ist noch nicht zum semantisch leeren Perfektivierungsmittel grammatikalisiert worden.

Da sich FEUILLET 1995 lediglich mit dem niedrigfrequenten Vorkommen von markierten Polen befasst, ist das Forschungsfeld stark eingeschränkt. Hinzu kommt noch, dass im Gotischen abseits von *ga-* zahlreiche sog. periphere Aspektpartner existieren, die allerdings im Gegensatz zum bedeutungsärmeren Perfektivitätsmarkierer noch ungrammatikalisierte Seme sind (vgl. LEISS 2000: 123). FEUILLET zählt für jedes semantisch volle Präfix ein eigenes Verb und kommt dadurch zu dem Ergebnis, dass nur etwa ein Viertel aller gotischen Simplexverben überhaupt zur Aspektualisierung fähig wären (vgl. FEUILLET 1995: 124–125).

Das Textkorpus der Wulfilabibel und der wenigen kleineren Sprachdenkmäler des Gotischen ist ausreichend, um daran ein funktionsfähiges Aspektsystem mit Verbalpaaren abzulesen. Es ist allerdings nicht groß genug, um ein Wörterbuch zusammentragen zu können. Jedoch gibt es die Möglichkeit, gotische Verben zu rekonstruieren, wenn sie nicht belegt sind. Das funktioniert einerseits gut durch den Vergleich mit anderen germanischen Sprachen. Besonders das Althochdeutsche kann dabei hilfreich sein, da der Verbalaspekt anders als im Nordgermanischen, wo er bereits im 7. Jahrhundert ausstirbt, zumindest auf

formaler Ebene lange sichtbar bleibt. Beim Abbau der germanischen *ga*-Verben (im Deutschen zuerst mit *gi*- und später *ge*- gebildet) lässt sich ohnehin ein starkes Nord-Süd-Gefälle beobachten. So sind in manchen Regionen des süddeutschen Sprachraums aspektuelle Reste bis ins 17. Jahrhundert belegt.⁶ Aber auch innersprachlich können im Gotischen Simplexverben oft leicht rekonstruiert werden, was von FEUILLET jedoch nie in Betracht gezogen wurde. Den gotischen Wortbildungsregeln gemäß kann ein Verb je nach Flexionsparadigma als intransitiver Ergativ (sog. *-nan*-Verben) oder als transitiver Kausativ (sog. *-jan*-Verben) auftreten. In beiden Fällen ist aber eine Perfektivierung möglich. Wenn also ein *-jan*-Verb mit dem Präfix *ga*- belegt ist, ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass mit dem äquivalenten *nan*-Verb, dessen präfigierte Form nicht belegt ist, ebenfalls ein Aspektpaar gebildet werden kann (vgl. LEISS 2000: 125). Es gibt also keinen Grund davon auszugehen, das Gotische hätte nicht mehr über ein verbales Aspektsystem verfügt, „da genaue durchprüfung des materiales lehrt, dass im gotischen kein einziges zusammengesetztes verb existiert, dem man mit Sicherheit die perfective actionsart abzusprechen berechtigt wäre“ (STREITBERG 1891: 102).

Sowohl Artikel als auch Aspekt im Gotischen wurden früh von einzelnen Sprachwissenschaftlern erkannt, allerdings nie im Zusammenhang betrachtet. Das liegt vermutlich auch daran, dass nur die wenigsten Linguisten dem Gotischen überhaupt beide Kategorien zugestehen wollten, darunter W. KRAUSE 1953. Vorgänger wie STREITBERG 1891 oder BERNHARDT 1874 befassten sich entweder nur mit dem Verbalaspekt und bestritten die Existenz eines Artikels oder umgekehrt. Seit BEHAGHEL 1923 ist keine Gesamtdarstellung der historischen Syntax des Deutschen mehr erschienen. Da dieser wiederum die Daten BERNHARDTS aufgriff, fand der germanische Verbalaspekt innerhalb der Germanistik folgender Jahrzehnte oft nur wenig Beachtung.

⁶ Bemerkenswert ist, dass sich der Aspekt in jenen deutschen Varietäten besonders lange hielt, die in unmittelbarer Nachbarschaft zu Sprachen stehen, die bis heute über ein voll funktionsfähiges verbales Aspektsystem verfügen. Dabei sind das Tschechische, das Slowenische, das Italienische, das Rätoromanische und das Französische zu nennen. In isolierteren germanischen Sprachen wie dem Englischen oder dem Isländischen erfolgte der Abbau der *ga*-Verben deutlich schneller.

2.2.3 Artikel und Aspekt im Gotischen

Obwohl die Interaktion von Artikel und Aspekt in den germanischen Sprachen bisher noch nie mit empirischen Methoden systematisch untersucht wurde, gibt es dennoch einige Hinweise auf eine mögliche Korrelation von Definitheit und Verbalaspekt, wenn man in der Forschungsliteratur danach sucht. Die 1987 erschienene Arbeit von MAXI KRAUSE mit dem Titel „Sémantique et syntaxe des préverbes en Gotique“ enthält solche. Dabei handelt es sich um eine detaillierte Analyse aller gotischen Präfixverben nach ihren semantischen und syntaktischen Funktionen, die nicht nur den verbalen Bereich, sondern auch die Komplemente in die Untersuchung mit einbezieht. Dem hier relevanten Präfix *ga-* schreibt M. Krause (1987: 137–138) folgende Eigenschaften zu:

- *ga-* ist dazu fähig, ein Verb zu perfektivieren. Dabei spricht M. KRAUSE aber eigentlich bewusst nicht von Perfektivität, sondern vielmehr von Punktualität, um die aspektuelle Funktion in den Vordergrund zu rücken und nicht eine vermeintlich temporale.
- Im Unterschied zur Punktualität schafft es das Präfix aber auch, Abgeschlossenheit zu signalisieren. In diesem Fall handelt es sich um eine tatsächlich temporale Perfektivität. Das wird vor allem dann wirksam, wenn das präfigierte Verb selbst in einem Vergangenheitstempus steht.
- Die dritte Aufgabe von *ga-* besteht laut M. KRAUSE darin, ein *fait unique, précis*, also eine dezidierte Singularität und Lokalisierbarkeit, im Gegensatz zum *fait général*, einem allgemeinen Zustand, kenntlich zu machen. Das Präfix schafft es also, Unbestimmtheit und Bestimmtheit zu markieren und beeinflusst damit direkt den Definitheitsgrad des regierten Objektes.

Seit das Vorhandensein eines Verbalaspektes nicht mehr als umstritten gilt, ist seine Nutzung als Kodierungsmittel für temporale Bezüge ebenfalls anerkannt. Zuvor definierten manche Grammatiken bis zu 11 Tempora des Gotischen, heute werden meistens nur 2 genannt, denen eine Reihe von Aspektivierungsmöglichkeiten zur Seite gestellt wird. Die Eigenschaft der Definitheitsmarkierung hingegen wurde erst von M. KRAUSE erkannt und beschrieben, obwohl sie eigentlich eine logische Folge einer vom Verb ausgehenden perfektiven Totalität darstellt, die natürlich auch die regierten Objekte miteinschließt. Nachdem fast

alle Präfixverben des Gotischen gleichzeitig auch transitive Verben sind, ist der nominale Bereich dementsprechend oft von den Definitheitseffekten betroffen (vgl. LEISS 2000: 142). Da M. KRAUSE bei jedem einzelnen Verb angibt, wie stark die jeweilige Eigenschaft des Präfixes wirkt, kann man anhand ihrer Auflistung ablesen, dass es sich bei der Markierung von Definitheit nicht nur um eine niedrigfrequente sekundäre Funktion handelt, sondern tatsächlich um die häufigste und damit primäre Aufgabe von *ga-*.

Doch wie hängt das Alles mit dem Artikel zusammen? Um diese Frage zu beantworten, muss die bereits verblasste semantische Bedeutung von *ga-* noch einmal genauer betrachtet werden. M. KRAUSE (1987: 139) fällt auf, dass durch die Präfigierung eines Simplexverbes oft eine leichte inhaltliche Verschiebung stattfindet, die zu einer aspektuellen Opposition führt, welche am ehesten den französischen Verbpaaren *écouter* : *entendre* oder *regarder* : *voir* nahekommt. Als Beispiel wird dabei das gotische Verb *hausjan* („hören“) genannt, dessen präfigierte Form dem französischen *entendre* entspricht. Wenn nun das Simplexverb in seiner ursprünglichen Bedeutung verwendet und dennoch Definitheit in der regierten Nominalphrase erzeugt werden soll, sieht man sich einem kritischen Kontext innerhalb des grammatischen Systems gegenüber. Dass derart unsichere Zustände ein perfekter Nährboden für Grammatikalisierungserscheinungen sind, liegt auf der Hand. M. KRAUSE resümiert allerdings lediglich, dass offensichtlich in manchen Fällen sowohl Simplexverben als auch perfektive Verben Definitheit anzeigen können. Das wäre jedoch eine mehr als unbefriedigende Erkenntnis, da sie alle bisherigen Beobachtungen wieder relativieren würde. Tatsächlich bemerkt M. KRAUSE ein wichtiges Detail nicht: Simplexverben, die dennoch Definitheit kodieren, werden oft in Verbindung mit Demonstrativpronomen gesetzt. Wenn man hier von einem regelgeleiteten System ausgeht, ergeben sich für die Markierung der Definitheit im Gotischen drei Möglichkeiten (vgl. LEISS 2000: 143):

- Perfektive Verben + Komplement = Definitheit
- Imperfektive Verben + Komplement = Indefinitheit
- Imperfektive Verben + Komplement + Demonstrativ = Definitheit

Das verwendete Demonstrativpronomen überträgt oft das griechische Äquivalent und hat damit anaphorische Funktion. Es ist also noch kein grammatikalisierter Artikel, aber es spricht vieles dafür, dass es sich bei dieser Konstruktion um die Quelle desselben handelt. Schließlich unterscheiden sich das Demonstrativpronomen und der Artikel in ihrer Form nicht, was die Mehrfachinterpretation dieser Oberflächenstruktur ermöglicht. Mehrere Schritte der Grammatikalisierung des gotischen Artikels können damit angesetzt werden (vgl. DIEWALD 2008: 82–83 bzw. LEISS 2000: 144–145):

1. Vorbedingung der Grammatikalisierung: In dieser Phase des untypischen Kontextes erhält ein Simplexverb eine perfektive Lesart, ohne präfigiert werden zu müssen.
2. Auslösung der Grammatikalisierung: Der kritische Kontext wird erreicht und der ursprüngliche Nebeneffekt der Definitheit durch das anaphorische Demonstrativpronomen *sa / so / þata* verstärkt beziehungsweise zum Haupteffekt umgedeutet. Vormalig imperfektive Verben erhalten durch die Definitheitsmarkierung einen perfektiven Charakter, der nicht nur eine Ausnahmeerscheinung ist, sondern Teil der mittlerweile mehrfach ambigen Struktur. Diese Phase entscheidet über Gelingen und Scheitern einer Grammatikalisierung.
3. Reorganisation und Differenzierung: In weiterer Folge führt die verstärkte Verwendung des Demonstrativpronomens zu seiner Privilegierung gegenüber bisherigen Definitheitsmarkierungen und zu seiner Reduzierung auf diesen isolierten Kontext. Die ehemals anaphorische Funktion des Pronomens wird zugunsten der Definitheit aufgegeben. Systematisch weitet sich sein Wirkungsbereich auch auf jene Simplexverben aus, die eigentlich über einen funktionsfähigen Aspektpartner ohne semantische Differenzierung verfügen. Diese dritte Phase ist bereits die Neustrukturierung des grammatischen Systems.

Das Demonstrativpronomen etabliert sich also schrittweise als Artikel, obwohl das Aspektsystem nach wie vor intakt ist. Die Reorganisationsprozesse der dritten Phase sind letztlich dafür verantwortlich, dass eine neue grammatikalisierte Bedeutung von der alten lexikalischen unterschieden werden kann. Mittels

Lexemspaltung wird nun der definite Artikel vom anaphorischen Demonstrativpronomen getrennt und kann seine Wirkung aufgrund der relativen Restriktionsfreiheit gegenüber dem ursprünglichen Lexem voll entfalten.

2.3 Rekapitulation

Es hat sich gezeigt, dass der gotische Artikel und das Perfektivierungspräfix *ga-* unterschiedliche Morpheme zur Realisierung derselben grammatischen Kategorie sein können, aber nicht müssen. Wie bereits eingangs erwähnt, ist es dabei vollkommen unerheblich, ob das Demonstrativpronomen im Gotischen nun als solches bezeichnet wird oder nicht, es ist in jedem Fall polyfunktional. Bemerkenswert ist allerdings, dass das Pronomen in determinierender Funktion und Position nicht vorrangig in der Anaphora vorzufinden ist, was letztlich für die Kontroverse zwischen BEHAGHEL und SAUVAGEOT verantwortlich war. Tatsächlich hatten beide Recht: Das Demonstrativpronomen war zwar ursprünglich ein anaphorisches Element, entwickelte sich aber in weiterer Folge zu einem nichtanaphorischen Artikel weiter (vgl. LEISS 2000: 148). Sowohl BEHAGHEL als auch SAUVAGEOT waren aber von dem Vorhaben geleitet, ein homogenes Definitheitssystem für alle germanischen Sprachen aufzustellen. Dass derartige Bestrebungen langfristig zu keinem zufriedenstellenden Ergebnis führen können, zeigt bereits ein Vergleich des Gotischen mit den nordgermanischen Sprachen, die bei der Entwicklung eines Artikels einen vollkommen anderen Weg einschlugen, während das anaphorische Demonstrativpronomen in seinem archaischen Zustand verblieb. BEHAGHEL nahm dies zum Anlass, den Ursprung der germanischen Artikelgenese darin zu sehen und bescheinigte dem Nordgermanischen eine gewisse Trägheit im Bereich der Pronominalentwicklung, verglichen mit dem Gotischen und dem Althochdeutschen. Den postponierten Artikel hingegen blendete er vollkommen aus. Doch auch das Althochdeutsche scheint nur oberflächlich mit den anderen germanischen Sprachen vergleichbar zu sein, was seine Definitheitsstrategien betrifft. Im Gegensatz zum Nordgermanischen, in dem alle aspektuellen Verbalpräfixe unabhängig ihrer semantischen Modifikation bereits früh abgebaut wurden, kann man für das Althochdeutsche lediglich einen Rückgang der vollständigen Aspektpaare verzeichnen (vgl. LEISS 2000: 154). Obwohl auch im Deutschen mit der Polyfunktionalisierung des Demonstrativpronomens wie im Gotischen eine

Ausgleichstendenz festzustellen ist, unterscheidet sich die althochdeutsche Artikeldistribution offensichtlich deutlich von der gotischen, wie die verglichenen Stellen aus dem Tatian und der Wulfilabibel demonstrieren. Während im Gotischen der Artikel vorrangig vor Objekten und damit im Einflussbereich transitiver Verben gesetzt wird, scheint der althochdeutsche Artikel von der Verbvalenz weniger beeinflusst zu werden. Ob diese Abweichungen systematischer Natur sind, wird im empirischen Teil der Arbeit in Kapitel 5 untersucht. Sollte allerdings tatsächlich, wie vermutet, die Existenz eines dritten germanischen Definitheitssystems erneut bestätigt werden, kann es an der voneinander unabhängigen Entwicklung des Artikels in den germanischen Tochtersprachen keinen Zweifel geben. Als germanisches Erbe dürfte lediglich das Aspektsystem genannt werden, welches in allen Folgesprachen noch sichtbar ist, sich aber bereits im Abbau befindet. Das Definitheitssystem aus vorgotischer Zeit muss demnach einzig und allein im Verbalbereich verortet werden. Die Tendenz zum analytischen Satzbau und der dafür verantwortliche Verfall synthetischer Strukturen ist ohnehin typologisch gesehen ein Charakteristikum der germanischen Sprachen. Ein gemeingermanisches Definitheitssystem, das nur über das Verb gesteuert werden kann, bevor in späterer Zeit im Zuge des Aspektschwunds eben dieses System reorganisiert werden muss, fügt sich gut in das wissenschaftliche Bild der germanischen Grammatik. Dass eben jene Reorganisation auf so unterschiedliche Weise vollzogen wird, schließt einen bereits entwickelten Artikel in vorgotischer Zeit aus.

3 Definitheit im Althochdeutschen

Obwohl es in der lateinischen Quellsprache keinerlei Vorlage gibt, ist der Artikel in der althochdeutschen Übersetzungsliteratur bereits äußerst lebendig und deutlich öfter vorzufinden als im Gotischen (vgl. LEISS 2000: 160). Das unterstreicht zum einen erneut, dass dieses Phänomen kaum auf Interferenzerscheinungen zurückzuführen ist, zum anderen lässt es vermuten, dass die Distribution des althochdeutschen Artikels deutlich komplexer sein muss als jene des gotischen. Diese steht neben der morphologischen Genese im ersten Abschnitt des 3. Kapitels thematisch im Vordergrund. Im Anschluss daran wird der Blick auf weitere Definitheitssysteme des Althochdeutschen gerichtet, welche mit dem definiten Artikel kooperieren und konkurrieren. Das sich daraus ergebende Gesamtbild der althochdeutschen Definitheit soll im empirischen Teil der Arbeit anhand ausgewählter untersuchter Charakteristika überprüft werden.

3.1 Der definite Artikel im Althochdeutschen

3.1.1 Morphologischer Ursprung

Nicht nur viele indogermanische Sprachen entwickelten ihren Artikel aus dem Demonstrativpronomen, sondern auch viele nicht-indogermanische, wie in mehreren Studien der vergleichenden Sprachwissenschaft nachgewiesen werden konnte (vgl. LEHMANN 1995: 55). Obwohl zwischen einzelnen Sprachen oft keinerlei verwandtschaftliches Verhältnis existiert und auch eine gegenseitige Beeinflussung durch Kontakt ausgeschlossen werden kann, ist das Beschreiten ähnlicher Grammatikalisierungspfade ein sehr häufiges Phänomen, welches nur über die der Grammatikalisierung generell zugrunde liegenden kognitiven Prozesse erklärt werden kann. Schließlich kann nicht jedes beliebige Lexem Ausgangspunkt einer Desemantisierung bilden, sondern nur solche, die ohnehin bereits mit abstrakten Inhalten assoziiert werden. Diese sogenannten „Spenderlexeme“ haben oft keine konkrete Bedeutung, sondern transportieren allgemeine unspezifische Informationen. Die Konzeptualisierung und die Uminterpretation dieser Muster sind das Resultat kognitiver Verarbeitungsprozesse zur notwendigen Kategorisierung der außersprachlichen Welt. In diesem Zusammenhang wird häufig von einer „universellen Kreativität“

gesprochen, welche allen Sprechern innewohnt und die Grundlage dieser Leistung ist (vgl. HEINE et. al. 1991: 31). Die häufigsten Grammatikalisierungspfade zum Definitartikel etwa haben ihren Ursprung in einem Pronomen (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 38). In der Sprachgeschichte des Deutschen erwies sich das Demonstrativpronomen als besonders grammatikalisierungsaffin und ist Spenderlexem mehrerer Entwicklungen. Nicht nur der Definitartikel, sondern auch das Relativpronomen, die Subjunktion *dass* und das Personalpronomen gehen darauf zurück (vgl. BRAUNE/REIFFENSTEIN 2004: 247). Ist ein Lexem Ausgangspunkt für mehrere Grammatikalisierungen, bezeichnet man das als „Polygrammatikalisierung“ (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 39).

Die Herausbildung des definiten Artikels als Ausdruck einer obligatorischen Nominalkategorie, wie sie das Neuhochdeutsche besitzt, erfolgte also über die Grammatikalisierung des althochdeutschen Demonstrativpronomens. Im Gegensatz zu seinem gotischen Pendant ist es kurioserweise trotz höherer Frequenz und umfangreicherer Textüberlieferung nicht in allen Genera belegt. Ebenso wie im Gotischen ist darüber hinaus der verblasste Instrumental nur mehr durch wenige Einzelvorkommen zu beobachten, zudem scheint er kaum artikelfähig zu sein und wird bereits im frühesten Althochdeutschen von Präpositionen verdrängt (vgl. BRAUNE/REIFFENSTEIN 2004: 247). Dementsprechend kann im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit auch in folgender Darstellung des Paradigmas auf diesen Kasus verzichtet werden:

Tab. 3: Paradigma des einfachen Demonstrativums im Althochdeutschen.

		Mask.	Neutr.	Fem.
Singular	Nom.	dēr	daʒ	diu
	Gen.	dēs		dëra/dëru/dëro
	Dat.	dëmu/dëmo		dëru
	Akk.	dën	daʒ	dea/dia
Plural	Nom.	dē/dea/dia/die	diu	deo/dio
	Gen.	dëro		-
	Dat.	dēm/dën		-
	Akk.	dē/dea/dia/die	diu	deo/dio

Quelle: BRAUNE/REIFFENSTEIN (2004: 247).

Das Fehlen von Belegen für die femininen Formen des Demonstrativpronomens im Genitiv und Dativ ist zunächst überraschend, wenn man sich die enorme Anzahl an Artikelbelegen im Althochdeutschen vor Augen führt. Für das Gotische

wurde bereits angemerkt, dass eine Artikelaffinität bei den maskulinen Formen aufgrund des unvollständigen Paradigmas des verstärkten Demonstrativpronomens denkbar ist. Für das Althochdeutsche wurde das von REINOLF NEUMANN (1967: 4) anhand der Artikel im „Tatian“ sogar nachgewiesen. Auf den ersten Blick ist aber nicht nachvollziehbar, wieso das Paradigma eines so multifunktionalen Lexems nur unvollständig nachgezeichnet werden kann.

Tatsächlich fügt sich der Umstand des lückenhaften Paradigmas in das Bild der Genusabhängigkeit des bestimmten Artikels, wenn man die richtigen diachronen Parameter anlegt. Das Gotische des 4. Jahrhunderts ist dem Gemeingermanischen strukturell deutlich näher als dem Althochdeutschen, weswegen seine Artikel zwar nach einem hypodeterminierenden System gesetzt werden, das Entwicklungsstadium desselben aber ein sehr frühes ist. Man kann davon ausgehen, dass das Demonstrativpronomen noch überwiegend als solches verwendet wurde. Das Althochdeutsche dagegen ist in seiner Artikelentwicklung schon sehr weit fortgeschritten, was die Quantität der Belege zeigt. Da die Überlieferung erst mit dem 8. Jahrhundert langsam einsetzt, fehlt es an größeren zusammenhängenden Texten, in denen das Demonstrativpronomen tatsächlich nur als Pronomen erscheint. Genau dieser Zustand ist aber für die vorschriftliche Zeit anzusetzen und möglicherweise wäre das Paradigma auch im Femininum wie im Gotischen vollständig belegt, wenn uns umfangreiche Quellentexte aus diesem dunklen Abschnitt der deutschen Sprachgeschichte zur Verfügung stehen würden. Dieser Erkenntnis liegt eine einfache Schlussfolgerung zugrunde: Wie bereits erwähnt, sind Maskulina im Althochdeutschen überwiegend durch das Merkmal der Zählbarkeit gekennzeichnet und daher als *count nouns* besonders artikelfähig, prototypische Feminina hingegen als Kollektivabstrakte grundsätzlich undeterminiert (vgl. LEISS 2000: 168). Daraus ergibt sich, dass das Demonstrativpronomen als Artikel häufiger vor Maskulina gesetzt wird, auf die Verwendung des alleinstehenden Pronomens kann das Genus allerdings keinen Einfluss haben. Wenn zur Entstehungszeit der größeren althochdeutschen Sprachdenkmäler im 9. Jahrhundert das Demonstrativpronomen bereits überwiegend in determinierender Funktion und Position gesetzt wird, geht die Verwendung der femininen Formen insgesamt natürlich zurück. Offensichtlich führt diese Entwicklung dazu, dass Genitiv und Dativ der Feminina in keinem

größeren Text mehr aufscheinen. Da das Paradigma des gotischen Demonstrativpronomens vollständig ist, muss angenommen werden, dass seine determinierende Funktion im 4. Jahrhundert noch als sekundär anzusehen ist. Was die morphologische Genese des Artikels anbelangt, können das Gotische und das Althochdeutsche durchaus als unterschiedliche Stadien einer Entwicklung angesehen werden, der Zeitrahmen dafür stimmt ebenfalls. Wenig überraschend stützt auch das Paradigma des verstärkten Demonstrativpronomens diese Vermutung, welches im Althochdeutschen ebenso wie die Artikelentwicklung bereits sehr weit fortgeschritten ist. Dabei wurde das einfache Demonstrativpronomen mit der frikativisch anlautenden Partikel *-se* (< germ. **sa* / **si*) zur Deixismarkierung kombiniert und zunächst nur in der Mitte flektiert.⁷ Erst später entwickelte sich analog eine Endflexion, die bereits vor dem 9. Jahrhundert jene der Mitte verdrängt haben muss (vgl. BRAUNE/REIFFENSTEIN 2004: 249). Die folgende Darstellung basiert ebenso wie die vorangegangene Tabelle auf dem Lautstand vor Otfrid und unterscheidet sich auch vom bearbeiteten Korpustext aus der Evangelienharmonie nur auf orthografischer Ebene:

Tab. 4: Paradigma des verstärkten Demonstrativums im Althochdeutschen.

		Mask.	Neutr.	Fem.
Singular	Nom.	dēse/dēser	diz	dēsiu/dis(i)u
	Gen.	dēsses		dēsera
	Dat.	dēsemu/dēsemo		dēseru
	Akk.	dēsan	diz	dēsa
Plural	Nom.	dēse	dēsiu/dis(i)u	dēso
	Gen.	dēsero		-
	Dat.	dēsēm/dēsēn		-
	Akk.	dēse	dēsiu/dis(i)u	dēso

Quelle: BRAUNE/REIFFENSTEIN (2004: 250).

Ebenso wie beim einfachen Demonstrativpronomen sind die femininen Formen im Genitiv und Dativ nicht belegt. Ob und in welcher Form sie in späterer althochdeutscher Zeit das Paradigma komplettierten, lässt sich anhand der Grammatiken von BRAUNE/REIFFENSTEIN 2004 oder BERGMANN et. al 1987 nicht feststellen.

⁷ Seltener wird der Ursprung des neuen Demonstrativpronomens nicht in der Klitisierung einer Partikel, sondern in der Iteration des germanischen Pronomens **sa* / **pa* vermutet, etwa bei KLINGENSCHMITT (1987: 184).

3.1.2 Pfad der Grammatikalisierung

Die Genese des definiten Artikels im Althochdeutschen kann in mehrere diachrone Abschnitte unterteilt werden (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 73–78). Abgesehen davon, dass das Definieren von einzelnen Entwicklungsstadien in der Sprachgeschichte ohnehin durch die Ausblendung zahlreicher Übergangsphasen aus Gründen der Praktikabilität nie der sprachlichen Realität gerecht wird, müssen bei der in der Forschung konstruierten linearen Entwicklung des Demonstrativpronomens stets zwei inhärente und kaum diskutierte Probleme beachtet werden:

- Die untersuchten Texte des Althochdeutschen lassen sich mindestens drei unterschiedlichen Dialekträumen zuordnen. Es handelt sich also keineswegs immer nur um diachron, sondern vorrangig geographisch voneinander getrennte sprachliche Systeme (vgl. LEISS 2000: 158). Dazu kommt, dass auch die zeitliche Einteilung quellenbedingt eine konstruierte sein muss. ERIKA OUBOUZAR (1992: 80) setzt zwischen dem im frühen 9. Jahrhundert niedergeschriebenen „Isidor“ und der um 868 fertiggestellten Evangelienharmonie ein Entwicklungsstadium an, was auf den ersten Blick auch verständlich ist. Allerdings war der um 790 geborene Otfrid bei der Niederschrift seines Werkes fast 80 Jahre alt. War nun der unbekannte Isidorübersetzer möglicherweise ein verhältnismäßig junger Schreiber, trennt beide nicht einmal eine Sprechergeneration. Auch wenn man dem Althochdeutschen des 9. Jahrhunderts einen besonders dynamischen Charakter in Bezug auf die Genese des bestimmten Artikels attestiert und bedenkt, dass sich die Sprachgewohnheiten eines Menschen im Laufe seines Lebens ändern, lässt dieses Gedankenspiel berechtigte Zweifel an der bisher vorgenommenen diachronen Gliederung des Grammatikalisierungspfades aufkommen.
- Die Entwicklungsstadien der Artikelgenese orientieren sich an den Parametern der pragmatischen und semantischen Gebrauchskontexte des Demonstrativpronomens, welches nur als Teil einer Nominalphrase untersucht wurde. Dadurch lassen sich zwar Aussagen über die Ausdehnung des Artikels auf unterschiedliche Substantivklassen tätigen, die syntaktische Einbettung des Determinanten und damit die Frage nach

seiner ursprünglichen Funktion werden dabei aber nur teilweise beantwortet.

Die Motivation für das vermehrte Setzen des Artikels im Althochdeutschen und seine syntaktische Position im Allgemeinen werden in Kapitel 3.1.3 genauer behandelt, vorerst beschränkt sich die Darstellung der deutschen Artikelentwicklung auf den zugrundeliegenden Grammatikalisierungsprozess. In diesem Zusammenhang ist auch nebensächlich, ob die einzelnen Stadien tatsächlich diachrone Abfolgen darstellen oder lediglich aufgrund arealer Unterschiede mehrere Gebrauchskontexte in den überlieferten Quellen dokumentiert sind.

3.1.2.1 Pragmatische Definitheit

Auf dem Grammatikalisierungsweg zum definiten Artikel wird die zentrale pragmatische Fähigkeit eines Demonstrativpronomens nach und nach abgebaut, nur in situativen Kontexten auf ein (kognitiv) unmittelbar fassbares außersprachliches Objekt referieren zu können. Nur dann wird die sogenannte „pragmatische Definitheit“ auch aktiviert (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 71). Dass bei der Verwendung eines Demonstrativpronomens die Referenz lediglich unter diesen Umständen erfolgreich sein kann, hängt mit dessen Bedeutungskomponenten zusammen, wie sie von NIKOLAUS HIMMELMANN (1997: 25–26) aufgelistet werden:

- **Demonstrative Komponente:** Das Demonstrativpronomen verweist auf ein eindeutig identifizierbares außersprachliches Objekt. Dem Rezipienten ist dadurch klar, in welchem Skopusausmaß die Definitheit aktiviert wird.
- **Deiktische Komponente:** Abgesehen von der Kennzeichnung eines außersprachlichen Objekts als unmittelbar und eindeutig referenzempfangend ist das Demonstrativpronomen darüber hinaus auch dazu fähig, Informationen über die Sichtbarkeit beziehungsweise die Entfernung desselben von den Kommunikationsteilnehmern zu transportieren. Die deiktische Distanz wird je nach Größe von unterschiedlichen Pronomen angezeigt. Im Neuhochdeutschen etwa übernehmen diese Aufgabe die in distaler Opposition zueinander stehenden Lexeme *dieser* und *jener* (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 71).

- Kategoriale Komponente: Das Demonstrativpronomen kann entweder als Attribut einem Substantiv zur Seite gestellt werden oder ohne Bezugswort selbstständig eine Nominalphrase bilden. Diese kategoriale Differenz ist in vielen Sprachen, darunter im Deutschen, nicht an der morphologischen Beschaffenheit des Lexems abzulesen. Es ist bestimmt kein Zufall, dass gerade in diesen Sprachen das Demonstrativpronomen nach und nach zum bloßen Definitheitsmarker grammatikalisiert wurde.

Vergleicht man diese drei Bedeutungskomponenten mit jenen des definiten Artikels, so wird man feststellen, dass im Laufe der Grammatikalisierung eine semantische Ausbleichung beziehungsweise eine starke Abstrahierung in Bezug auf die semantische Leistung stattfindet.

Im althochdeutschen „Isidor“ wird das Demonstrativpronomen *dher* zwar schon als häufigster Determinant verwendet, die Grammatikalisierung zum Artikel ist jedoch noch nicht sehr weit fortgeschritten, im Vordergrund steht die deiktische Bedeutung des Pronomens (vgl. OUBOUZAR 1992: 74). Im folgenden Beispielsatz verweist dieses auf eindeutig identifizierbare „verborgene Schätze“, während andere Substantive wie die „ehernen Pforten“ zu Beginn des Satzes aufgrund einer größeren Distanz zu den handelnden Kommunikationsteilnehmern undeterminiert bleiben (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 74):

- (1) Erino portun ih firchnussu, iisnine grindila firbrihhu endi **dhiu** chiborgonun hort dhir ghibu, endi ih uuillu, dhazs dhu firstandes heilac chiruni. (I 3, 2)

Allerdings lassen sich bereits bei „Isidor“ einige Abweichungen feststellen, die auf eine Funktion des Demonstrativpronomens jenseits der unmittelbaren Zeigegeste wie in (1) hinweisen. Nach OUBOUZAR (1992: 75) erscheint das Demonstrativpronomen in determinierender Position besonders dann häufig, wenn die betreffende Nominalphrase von hoher kommunikativer Bedeutung ist:

- (2) Aer danne **diu** magad christan gabar in fleische, gabar sunu in sineru gotnissu fater, enti aer danne **dera** magadi ziit biquami za gaberanne, gabar inan fater ano einigero ziteo bigin. (I 1, 8)

Zweimal wird hier von einer „jungen Frau“ gesprochen und zweimal erscheint ein Demonstrativpronomen in determinierender Position. Natürlich kann man wie OUBOUZAR davon ausgehen, dass es sich dabei um den agentiven Nukleus des Satzes und dadurch um ein kommunikativ wichtiges Substantiv handelt, diese Interpretation ist aber nicht die einzig mögliche. Schließlich handelt es sich bei der *magad* nicht um eine beliebige Person, sondern um die Jungfrau Maria, die der christlichen Leserschaft bekannt ist. Tatsächlich liegt hier ein Fall von einem sogenannten „anamnestischen Gebrauchskontext“ vor: Es existiert zwar kein vorerwähnter Referent im Text, dennoch kann der Leser aufgrund seines Vorwissens anaphorische Bezüge zum außersprachlichen Objekt der Jungfrau Maria herstellen. Bei „Isidor“ lässt sich somit die erste leichte Schwächung der deiktischen und demonstrativen Bedeutungskomponente des Demonstrativs beobachten, die in weiterer Folge die Grammatikalisierung des Artikels begünstigt (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 74).

3.1.2.2 Semantische Definitheit

Sowohl im „Tatian“ als auch in den Texten Otfrids wird das Demonstrativpronomen mit seiner geschwundenen expressiven Kraft oft verwendet. OUBOUZAR (1992: 80), die weiterhin die These einer bewussten kommunikativen Hervorhebung des Schreibers durch das Setzen von Demonstrativpronomen vertritt, stellt für dieses im 9. Jahrhundert neue Anwendungsbereiche fest. Erstmals erscheinen determinierte generische Substantivgruppen als Gattungsbezeichnungen:

(3) ni mág **ther** man iouuiht intphahén, noba imo íz gigeban uuerde fon himile. (T 21, 5)

Dem gegenüber stehen allerdings zahlreiche Belege für nicht determinierte generische Lexeme, Strukturen wie in (3) bleiben vorerst die Ausnahme (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 75). Die Verwendung ohne Artikel ist also weiterhin zumindest im „Tatian“ die Norm:

(4) Sambaztag thuruh man gitan ist, nalles man thuruh then sambaztag (T 68, 5)

Tatsächlich ist aber nur das erste *man* nicht determiniert, das zweite hingegen durch den mit einer klitisierten Negationspartikel versehenen Quantor *nalles* als definit markiert.

Einen weiteren Anwendungsbereich des Demonstrativpronomens, der mit jenem der generischen Substantive eng verwandt ist, kann man bei Personen und Personengruppen feststellen. In Bezug auf menschliche Individuen ist nicht mehr von einer unmittelbaren Deixis zu sprechen, die Verwendung des Demonstrativpronomens zeigt im „Tatian“ bereits Ansätze zur Generalisierung. Noch nicht determiniert werden unbelebte Gegenstände sowie Pflanzen- und Tiernamen (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 74). Ähnliches stellt HARTMANN (1967: 34) auch für das Mittelhochdeutsche fest. Der Artikel scheint sogar in späterer Zeit noch eine gewisse Affinität zu Substantiven zu zeigen, welche über das Merkmal „belebt“ verfügen. Bei Otrid setzt sich die sich im „Tatian“ abzeichnende Entwicklung der Kontextextension offenbar fort. Regelmäßig setzt er das Demonstrativpronomen vor Pflanzen- und Tier- und gelegentlich sogar vor Gegenstandsbezeichnungen, darüber hinaus ist auch die Tendenz zur Determinierung von Unika zu erkennen:

Tab. 5: Häufigkeit von *ther* vor Unika in der Evangelienharmonie.

Unikum	Belege gesamt	undeterminiert	determiniert
<i>sunna</i>	18	13	3
<i>mano</i>	4	3	1
<i>himil</i>	55	49	6
<i>worolt</i>	151	118	33

Quelle: SZCZEPANIAK (2011: 75).

Dies stellt eine neue Phase der Desemantisierung des Demonstrativs dar. Während zuvor auch bei Personenbezeichnungen zumindest die Möglichkeit bestand, identifizierbare Individuen zu markieren, ist die Referenz auf definite Unika eigentlich redundant, da sie ohnehin nur ein einziges Mal vorkommen. Dadurch entwickelt sich *ther* langsam zu einem formalen Marker weiter, den man auch als „expletiven Artikel“ bezeichnet. (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 75–76).

Vieles spricht dafür, dass in den althochdeutschen Texten des frühen und mittleren 9. Jahrhunderts der Übergang von einer pragmatischen zu einer semantischen Definitheit sichtbar wird. Den bisherigen Gebrauchskontexten

fügen sich neue abstraktere an, was eine Überwindung der kontextuellen Restriktionen mit sich bringt (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 72).

3.1.2.3 Etablierung des obligatorischen Artikels

Rund 150 Jahre nach Otfrid ist in Notkers „Boethius“ die bereits im 9. Jahrhundert sichtbare Entwicklung der Ausweitung des Demonstrativpronomens als Artikelwort auf sämtliche Basissubstantive mehr oder weniger abgeschlossen (vgl. OUBOUZAR 1992: 83). In weiterer Folge werden nur indirekt wahrnehmbaren Entitäten wie „Wahrheit“ oder „Glück“ ebenfalls zunehmend determiniert. Abstrakta waren neben den Eigennamen lange die letzte Festung der Artikellosigkeit. Bis heute ist die Verwendung eines definiten Artikels vor Abstrakta nicht immer obligatorisch. Über das Setzen oder Nicht-Setzen eines Artikels entscheidet die intendierte semantische Bedeutung (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 76):

- (5) Das Glück hat sie verlassen.
- (6) Sie kann vor Glück nicht sprechen.

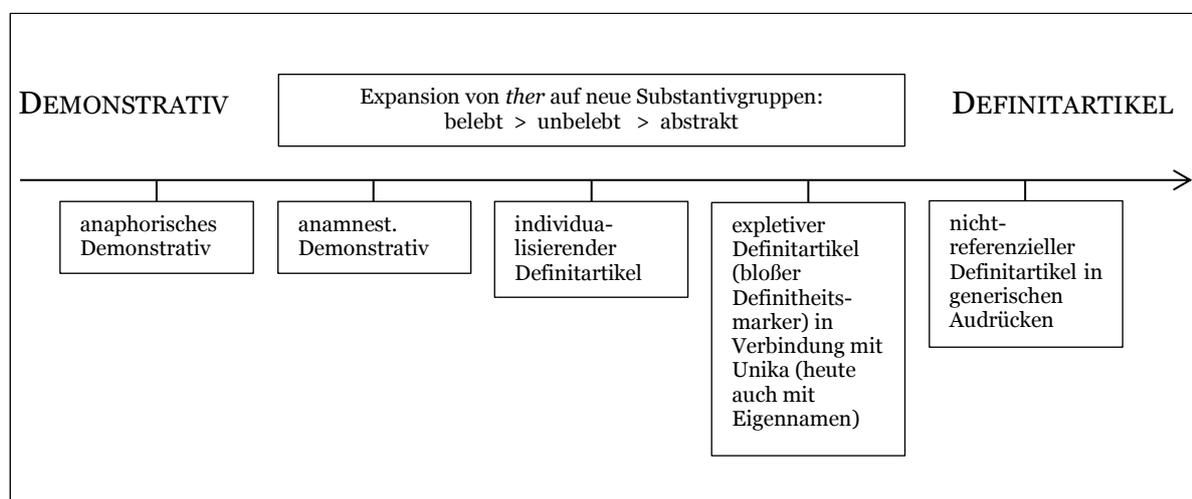
Zwischen dem „Glück“ in Satz (5) und jenem in Satz (6) bestehen gewissen Bedeutungsnuancen bezüglich der Gegenständlichkeit des Substantivs. Mit Artikel ist die Semantik des Wortes eine deutlich weniger abstrakte als ohne.

Die Phase des späten Althochdeutschen um Notker markiert den endgültigen Übergang zu den semantischen Gebrauchskontexten in Bezug auf das Demonstrativpronomen. Die ehemaligen kategorialen und deiktischen Komponenten wie „Zeigegeste“, „Distanz“ und „Sichtbarkeit“ sind einer abstrakteren Definitheit gewichen. Die Grammatikalisierung ist an diesem Punkt schon so weit fortgeschritten, dass nur mehr von einem Artikel gesprochen werden kann.

Der nächste logische Schritt muss nun die Entwicklung eines affigierten Artikels sein, wie er in den skandinavischen Sprachen schon sehr lange existiert. Im Deutschen bieten Verbindungen von Präpositionen und klitischen Artikelformen diesem Prozess einen Ausgangspunkt. Einige wenige Verschmelzungen wie *im*, *am* oder *zum* haben bereits die Standardsprache erreicht, die gesprochene Sprache eilt diesbezüglich allerdings voraus und erlaubt

einen vagen Blick in die Zukunft. Das Ende des Grammatikalisierungspfades ist nämlich erst dann erreicht, wenn sich der Artikel zu einem gebundenen Morphem entwickelt hat, welches aufgrund seiner reduzierten Semantik nur mehr als Nominalisator oder Genusmarker dienen kann. (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 70–71). Für die älteren Sprachstufen des Deutschen genügt es festzuhalten, dass die Grammatikalisierung des Demonstrativpronomens zu einem definiten Artikel aufgrund einer permanenten Desemantisierung bereits im Späalthochdeutschen abgeschlossen war. Die folgende Übersicht zeigt die anzusetzenden Schritte dieser Genese in geraffter Form:

Abb. 1: Funktionaler Wandel vom Demonstrativpronomen zum Definitartikel im Deutschen.



Quelle: SZCZEPANIAK (2011: 78).

3.1.3 Distribution und Funktion

Die Erforschung des althochdeutschen Artikels ist schon seit längerer Zeit Gegenstand größerer quantitativer Studien, die Frage nach syntaktischen Mustern seiner Distribution blieb allerdings lange unbeantwortet. HEINRICH GRÄF 1905 oder ROBERT MOWRY BELL 1907 konnten bereits früh umfangreiches Zahlenmaterial zur althochdeutschen Artikelentwicklung vorlegen, fokussierten dabei aber jeweils auf semantische Substantivklassen und bewerteten lediglich den Grad ihrer Determinierbarkeit. Zwar kann man auch diesen Ergebnissen vereinzelt Hinweise in Bezug auf einen etwaigen Zusammenhang von Artikelsetzungen und syntaktischer Position entnehmen, im Großen und Ganzen fehlen allerdings den isolierten Belegen der Nominalphrasen die notwendigen strukturellen Bezüge zu

anderen Elementen im Satz, um klare Tendenzen ablesen zu können. Auch jüngere Arbeiten wie jene von OUBOUZAR 1989 sind bei der Suche nach der syntaktischen Umgebung des althochdeutschen Artikels wenig hilfreich. Wie von LEISS (2000: 159–160) bemerkt, deutet Vieles darauf hin, dass die syntaktische Distribution des althochdeutschen Artikels eine grundlegend andere ist als jene des gotischen Artikels. Im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit ergeben sich daraus für dieses Kapitel zwei Fragestellungen:

- Welcher Zusammenhang besteht zwischen syntaktischer Position des Artikels und seiner postulierten anaphorischen Verwendung?
- Welche Rolle spielt die Semantik des determinierten Substantivs tatsächlich und wie lässt sich erklären, warum der Artikel eindeutig gewisse nominale Klassen meidet, wenn seine Distribution vorrangig einem syntaktischen Regelsystem unterworfen ist?

Beide Fragen werden im Folgenden gesondert diskutiert. Sowohl die Anaphorik als auch die systematischen semantischen Extensionsrestriktionen sind dabei als Muster der althochdeutschen Artikeldistribution zu verstehen, die aus den Ergebnissen bisheriger Forschungsarbeiten abgeleitet werden können.

3.1.3.1 Phorik und Artikelsetzungen

Betrachten wir zunächst erneut die bereits zuvor gebrachten Beispielsätze aus dem „Tatian“, wie sie von OUBOUZAR (1992: 80) verwendet wurden, um den Artikel als Phänomen der Markierung von kommunikativ besonders wichtigen Elementen im Text erklären zu können:

- (3) ni mág **ther** man iouuiht intphahén, noba imo íz gigeban uuerde fon himile. (T 21, 5)

Tatsächlich ist an diesem isolierten Satz die Motivation für das Setzen des Artikels nicht auszumachen. Es ist weder möglich, die Annahmen OUBOUZARS hier zu bestätigen noch zu widerlegen. Begibt man sich auf die Suche nach anaphorisch verwendeten Artikeln, ist es allerdings notwendig, den Erzählfluss in umgekehrter Richtung auf möglicherweise vorerwähnte undeterminierte Substantive zu überprüfen. Dabei braucht es nicht lange, um fündig zu werden. Nur wenige Sätze

zuvor wird das Substantiv *man* in die Handlung eingeführt und auch wenn dazwischen eine Kapitelgrenze steht, ist die inhaltliche Stringenz bis zu Satz (3) gegeben:

(7) Mit thiū their heilant thanana fuor, gisah **man** sizzantan zi zolle, thie Matheus uuas giheizan, inti quad imo: folge mír. (T 20, 1)

Es handelt sich also bei (3) um eine eindeutig anaphorische Wiederaufnahme eines kurz davor erwähnten Handlungsträgers des Satzes (7), die behauptete kommunikative Herausstellung des determinierten Substantivs ist zwar eine mögliche Interpretation der Artikelsetzung, allerdings keine notwendige.

Noch eindeutiger verhält es sich mit Satz (4), in dem gleich zwei Substantive im Hauptsatz stehen, die im Nebensatz sofort wiederholt werden:

(4) Sambaztag thuruh man gitan ist, **nalles** man thuruh **then** sambaztag (T 68, 5)

Nichts spricht dafür, dass aufgrund einer emphatischen Verstärkung *man* und *sambaztag* im Nebensatz determiniert werden. Bei einem Adversativsatz wäre viel eher zu erwarten, dass beide Sätze eine verkehrte Distribution in Bezug auf die Artikelsetzung aufweisen, um jeweils ein Element hervorzuheben.

Selbst jene von OUBOUZAR selbst ausgewählten Beispiele können ihre Behauptung, die Verwendung des Artikels sei vorrangig von der kommunikativen Wichtigkeit und der Deixis des jeweiligen Substantivs abhängig, nicht wirklich stützen. In beiden Sätzen steht eindeutig die anaphorische Kraft des Artikels im Vordergrund, wie auch bereits der stichprobenartige Vergleich des „Tatian“ mit der gotischen Bibel vermuten ließ (vgl. 2.2.1.2). Wenn der althochdeutsche Artikel dazu verwendet wird, anaphorische Bezüge herzustellen, stellt sich die Frage, ob er auch zur Signalisierung von kataphorischen Verweisen eingesetzt werden kann. Diese kann von GRÄF (1905: 8) beantwortet werden, der einige Belege für Artikelsetzungen bei Prädikatsnomen auflistet, die durch einen Relativsatz ergänzt werden. Es ist aber davon auszugehen, dass der kataphorische Artikel nicht ansatzweise so oft aufscheint wie der anaphorische, GRÄF kann für den „Tatian“ lediglich drei Beispiele nennen, obwohl er etwa die Hälfte des gesamten Werkes als Korpus zur Verfügung hatte.

Vieles deutet darauf hin, dass das Althochdeutsche ein ausgeprägtes phorisches Artikelsystem besitzt. Dabei muss die anaphorische Funktion des Artikels als primär und unmarkiert angesehen werden, die phorische als sekundär und markiert (vgl. LEISS 2000: 165).

3.1.3.2 Syntaktische Einbettung

Die hohe Frequenz des anaphorischen Artikels im Althochdeutschen führt dazu, dass das Setzen von Determinanten nicht in allen syntaktischen Positionen in gleichem Ausmaß zu erwarten ist. Nach LEISS (2000: 165) ist besonders die Subjektposition besonders artikelaffin, für das Althochdeutsche liegen allerdings keinerlei Zahlen vor, die das bestätigen können. Dieser Nachweis wird im empirischen Teil der vorliegenden Arbeit zu erbringen versucht. Es gibt allerdings eine Untersuchung zum mittelhochdeutschen Artikel in den rheinischen Sprachdenkmälern des Hochmittelalters von DIETRICH HARTMANN (1967: 33–34), der eine deutlich höhere Anzahl an Nullartikeln bei Objekten als bei Subjekten beziehungsweise ein gehäuftes Vorkommen des definiten Artikels in Subjektposition feststellt. Dabei handelt es sich allerdings eher um ein sekundäres Ergebnis, die Arbeit HARTMANNs konzentriert sich vorrangig auf die semantische Klassifizierung der determinierten Substantive. Dementsprechend ist auch keinerlei Erklärung für das Phänomen der Subjektpräferenz des Artikels zu finden.

Sollte sich bestätigen, dass der althochdeutsche Artikel vorrangig in der Position von Subjekten gesetzt wird, wäre seine Distribution das spiegelverkehrte Pendant zu jener des gotischen oder des nordgermanischen Artikels, welche die prototypische syntaktische Definitheitsumgebung der Subjekte eher meiden (vgl. LEISS 2000: 161). Doch wieso ist gerade die Subjektposition in besonderer Weise dazu prädestiniert, von Elementen der Definitheitssignalisierung oder der Herstellung von anaphorischen Bezügen besetzt zu werden? Eine Antwort darauf bieten GROSZ et. al. 1995 in ihrem Artikel zum sogenannten „Centering-Modell“. Laut diesem sind anaphorische Elemente deswegen eng mit der Rolle des Agens und damit im Deutschen prototypisch mit dem Subjekt verknüpft, weil es den kognitiven Bedürfnissen eines Kommunikationsteilnehmers entspricht, bei aufeinanderfolgenden zusammenhängenden Sätzen keine syntaktische Rollenkonversion vorzunehmen (vgl. GROSZ et. al 1995: 12–13). Dieses Modell

wurde zwar auf Basis des modernen Englischen erstellt, es lässt sich allerdings auch auf viele andere Sprachen anwenden, wie ein einfaches Beispiel aus dem Neuhochdeutschen zeigen kann:

(8)(a) Elisabeth schenkte Maria eine Katze.

(b) Danach lief sie nach Hause.

Jedem *native speaker* ist intuitiv klar, dass sich das in (b) gesetzte anaphorische Personalpronomen nur auf das Subjekt in Satz (a) beziehen kann, nicht auf eines der beiden Objekte. Auch das wäre zwar möglich, die unmarkierte und kontextlose Aussage evoziert allerdings die einfachste aller Interpretationen. Die Kohärenz und die Stringenz von zusammenhängenden Aussagen stehen immer an oberster Stelle der kommunikativen Regelhierarchie und sind die Folge des ökonomischen Prinzips jeder Sprache, die für einen gelungenen Sprechakt erforderliche kognitive Leistung auf ein Minimum zu reduzieren. Eine syntaktische Rollenkonversion ist nur in wenigen Fällen zu erwarten, üblicherweise bleibt das Agens der Initialaussage auch in weiterer Folge handelndes Element. Selten werden vorerwähnte Objekte erneut eingeführt oder gar selbst agentiver Handlungsträger, noch seltener Adverbiale (vgl. GROSZ et. al 1995: 16).

Zumindest indirekt kommt auch OTTO BEHAGHEL in seinen 1909 publizierten Serialisierungsgesetzen zu einer ähnlichen Erkenntnis: Das zweite „Behaghelsche Gesetz“ besagt, dass im Satz dem Hörer schon Bekanntes immer vor der neuen Information steht. Da anaphorische Elemente also vorrangig zu Beginn des Satzes erscheinen, besetzen sie eher die Position eines Subjektes als jene eines Objektes und deswegen ist auch zu erwarten, dass der althochdeutsche Artikel vorrangig in der Umgebung von agentiven Rollenträgern gesetzt wird (vgl. BEHAGHEL 1909: 138). BEHAGHEL sprach als erster von einem Zusammenhang zwischen rhematischen Elementen und subjektspezifischen Positionen und war zusätzlich von der anaphorischen Funktion des Artikels in den germanischen Sprachen überzeugt. Genau genommen ist dessen Subjektaffinität also auch schon aus BEHAGHEL'S Schlussfolgerungen abzuleiten.

3.1.3.3 *Semantische Extension*

Dass bereits im „Tatian“ Unika und nicht zählbare Appellativa gelegentlich mit Artikel erscheinen, wird in der Forschung üblicherweise als sichtbarer Generalisierungsansatz des Determinanten gewertet, der in nichtprototypischer Umgebung redundant gesetzt wird (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 76). Der Artikel wird grundsätzlich bei allen Appellativa blockiert, die insofern die Eigenschaft von Eigennamen besitzen, als ihre semantische Extension ohnehin stark eingegrenzt ist. So wird aufgrund der monotheistischen Gottesvorstellungen der christlichen Sprecher im Mittelalter das Substantiv *got* niemals determiniert, da dieser Klassenbegriff lediglich ein einziges „Token“ repräsentieren kann (vgl. LEISS 2000: 162). Bis heute ist es diesbezüglich eine Ausnahme geblieben, im Althochdeutschen betraf die Artikelblockierung sogar in anaphorischer Position in fast allen Fällen sämtliche Unika, Appellative und Abstrakta, wie bereits die ersten Sätze des „Tatian“ zeigen:

(9) (a) Thaz uuas in imo līb inti **thaz** lib uuas lioht manno. (T 1, 2)

(b) Inti **thaz** lioht in finstarnessin liuhta inti finstarnessi thaz ni bigriffun.
(T 1, 3)

Während erwartungsgemäß die Substantive *lib* und *lioht* in thematischer Position mit Artikel stehen, bleibt das anaphorische *finstarnessi* undeterminiert. SAUVAGEOT (1929: 11) führte dieses Beispiel als Argument gegen BEHAGHELS These des anaphorischen Artikels ins Feld und sollte ein weiteres Mal zumindest auf den ersten Blick mit seinen Behauptungen nicht gänzlich falsch liegen. Zwar finden sich 18 weitere Belege für verschiedene Formen des Lexems *finstarnessi*, allerdings sind davon drei mit dem bestimmten Artikel versehen, denen keine anaphorische Verweisfunktion zukommt (vgl. LEISS 2000: 163). Laut OUBOUZAR (1989: 216) ist das zweite Substantiv im Subjekt der Sätze (9)(b) deswegen artikellos, weil „Singularetanta“ nicht dazu fähig seien, von einem Artikel determiniert zu werden. Das ist zwar grundsätzlich richtig, im Gegensatz zu seinem neuhochdeutschen Pendant kann das Abstraktum *finstarnessi* im Althochdeutschen jedoch sowohl im Plural als auch im Singular vorkommen. Dabei übersetzt es jedes Mal die lateinische Pluralform *tenebrae* (vgl. LEISS 2000: 163):

(10) Oba thaz liocht thaz thar in thir ist finstarnessi ist, **thiu** finstarnessiu vvuo mihhilu sint? (T 36, 4)

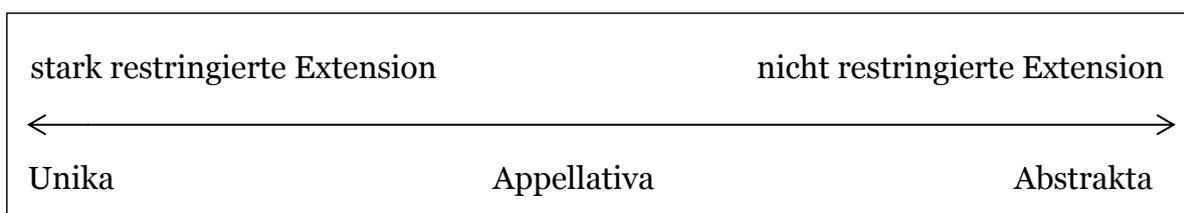
Nur die Pluralform ist determiniert, der Artikel hat dabei seine ursprüngliche demonstrative Funktion und wird zu Übertragung des lateinischen Demonstrativpronomens *ipse* verwendet:

(11) Si ergo lumen quod in te est tenebre sunt, **ipse** tenebre quantæ erunt? (T 36, 4)

Die weiteren beiden Belege für ein pluralisiertes und determiniertes *finstarnessiu* dienen jedes Mal der Übersetzung eines lateinischen Superlativs. Der Artikel hat folglich in allen Fällen eine konkretisierende und individualisierende Funktion, keine anaphorische (vgl. LEISS 2000: 164). Das althochdeutsche Artikelsystem zeigt sich also bereits im frühen 9. Jahrhundert sehr ausdifferenziert. Diesen Befund übergeneralisierend, zweifelt OUBOUZAR (1989: 219) überhaupt an der Existenz eines anaphorischen Artikels und kommt zu dem Schluss, nur kommunikativ wichtige Nominalgruppen seien unabhängig von der funktionalen Satzperspektive dazu fähig, einen Artikel zu sich zu nehmen. Da „kommunikative Wichtigkeit“ eine kaum objektivierbare Größe ist, fällt es ihr dementsprechend schwer, diese These mit aussagekräftigen Argumenten zu untermauern.

Um die althochdeutsche Artikeldistribution näher untersuchen zu können, ist es erforderlich, die prototypischen und die nichtprototypischen Substantive jeweils getrennt zu bewerten. Unika und Abstrakta stehen sich hinsichtlich ihrer Extension an zwei Polen gegenüber, die sich beide der anaphorischen Artikelsetzung entziehen, Appellative nehmen auf der Extensionskala eine mittlere Position ein (vgl. LEISS 2000: 164):

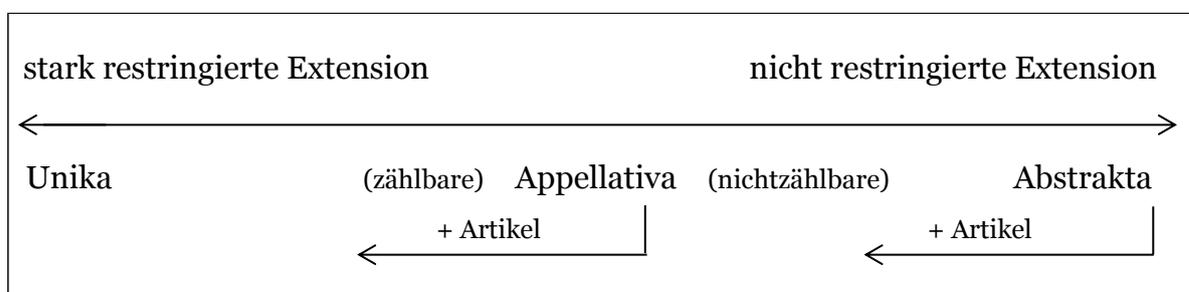
Abb. 2: Extensionsskala nichtprototypischer Substantive.



Quelle: LEISS (2000: 164).

Wird ein nichtprototypisches Substantiv mit einem Artikel versehen, erfolgt eine kontextbedingte Einschränkung der Extension. Diese Restrainingung kann wie in Beispiel (10) verwendet werden, um ein Substantiv unabhängig von seiner Skopusgröße als individualisiert darzustellen. Dadurch wird bei einem Abstraktum ohne größeren Aufwand Einzigartigkeit signalisiert, ohne anaphorische Bezüge zu einem davor beschriebenen Sachverhalt herstellen zu müssen. Ein determiniertes Abstraktum nähert sich in Bezug auf seine Extension einem prototypischen Appellativum und damit einem nichtzählbarem Konkretum an (vgl. Leiss 2000: 164). Auf der Restriktionsskala lässt sich dabei eine Linksverschiebung beobachten:

Abb. 3: Extensionsskala nichtprototypischer Substantive mit Restriktionsverschiebung.



Quelle: LEISS (2000: 164).

Nichtzählbare Appellativa stehen den Abstrakta näher, zählbare werden mittels Artikel einem Unikum gleichgesetzt. Da nur zählbare Substantive auch pluralisierbar sind, ist die Determinierung eines solchen eher wahrscheinlich als jene eines nichtzählbaren.

Besonders die früh belegten vereinzelt vorkommenden Artikelsetzungen bei nichtprototypischen Substantiven sind zwar innerhalb des sich abzeichnenden Grammatikalisierungsprozesses des Definitartikels als Katalysator anzusehen, aber selbst noch nicht Folge einer redundanten Setzung und damit Vorzeichen der Hyperdeterminierung. Dieser nominale Aspekt ist ebenso wie die Definitheit im Allgemeinen vor der Entwicklung eines artikelfähigen Demonstrativpronomens von anderen Systemen realisiert worden. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit diesen Strategien, die in althochdeutscher Zeit zum Teil bereits Auflösungstendenzen zeigten, manche allerdings noch viele Jahrhunderte wirksam waren.

3.2 Weitere Definitheitssysteme des Althochdeutschen

Da die Kategorie der Definitheit beziehungsweise der Indefinitheit eine universale Einheit jedes grammatischen Systems ist, muss das Althochdeutsche vor der Genese eines obligatorischen Artikels auf andere Strategien zur Markierung dieser zurückgegriffen haben (vgl. HIMMELMANN 2001: 831). Auf unifizierende Beschreibungen dieser Strategien wird in der Forschung zunehmend verzichtet, inzwischen geht man von einer Reihe unterschiedlicher Möglichkeiten zur Signalisierung von Definitheit aus, die auch während der gesamten Sprachperiode des Althochdeutschen noch wirksam waren und mit dem Artikel in Konkurrenz standen. Manche Thesen, wie der Zusammenhang von Flexionsart und Definitheit, wurden bereits widerlegt, scheinen aber trotzdem immer noch in den Einführungsbänden, etwa bei SZCZEPANIAK (2011: 66), auf. In diesem Unterkapitel werden lediglich jene syntaktischen Definitheitsmethoden vorgestellt, deren Relevanz für die Aktivierung dieser Kategorie unumstritten ist.

3.2.1 Wortstellung

Wie bereits von BEHAGHEL (1909: 138) gezeigt wurde, ist die Serialisierung in den indogermanischen Sprachen die verbreitetste Möglichkeit zur Gliederung von Thema und Rhema. Das Urindogermanische selbst verfügte damit, anders als vielfach angenommen, nicht über eine freie Wortstellung, sondern eine pragmatisch gesteuerte. Bis heute greifen artikellose Sprachen wie die modernen slawischen auf dieses System zurück. Entscheidend ist dabei immer die Position des Subjektes in Relation zum Nukleus der Verbalphrase: Während die SV-Folge Definitheit signalisiert, ist die VS-Folge als Ausdruck der Indefinitheit zu verstehen (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 76). Im Althochdeutschen ist die Thema-Rhema-Gliederung auch für die Artikelentwicklung von großer Relevanz. Schließlich erscheint dieser nach LEISS (2000: 161) vorrangig in thematischer Position und kennzeichnet ein Substantiv als bereits bekannt. Unter der Annahme eines funktionierenden Systems der Definitheit, das über die Wortstellung gesteuert wird, wäre der anaphorische Artikel eine im höchsten Maße redundante Erscheinung. Es muss also davon ausgegangen werden, dass die pragmatischen Serialisierungsregularitäten des Althochdeutschen bereits im 9. Jahrhundert ein Entwicklungsstadium erreicht haben, in dem es ihnen nicht mehr möglich war, die

Definitheit klar zu kodieren. Zunehmend übernahm der Artikel diese Aufgabe, dessen primäre Funktion es offensichtlich nicht war, Definitheit zu signalisieren. Dieses „Nebenprodukt“ erwies sich allerdings als sehr erfolgreich und entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zur Primärfunktion. Dass analog zu diesem Prozess ein stetiger Abbau der verhältnismäßig freien Wortstellung im Deutschen stattfand, ist naheliegend. Paradoxerweise lässt sich heute durch den hyperdeterminierenden Gebrauch des Artikels eine gegenteilige Entwicklung beobachten: Die zunehmende Verwendung des Definitheitsmarkers vor allen Substantiven ermöglicht eine freiere Anordnung der Aktanten, besonders bei Eigennamen wird das ersichtlich (vgl. Kapitel 1).

3.2.3 Verbalaspekt

Ebenso wie im Gotischen wurde auch im Althochdeutschen der Verbalaspekt zur Markierung von Definitheit und Indefinitheit verwendet. Dieser befand sich wie in allen germanischen Sprachen bereits in Auflösung, wie eine Gegenüberstellung funktionierender Aspektpaare des althochdeutschen „Isidor“ und der 200 Jahre später entstandenen Texte Notkers zeigt. Durch die ständige Abnahme von *gi*-Präfigierungen im Althochdeutschen erhielten immer häufiger imperfektive Verben eine perfektive Lesart. Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, kam es zu einer verstärkten Verwendung des definiten Artikels (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 65–66). Die unterschiedlichen syntaktischen Mechanismen, welche im Zuge des Aspektverfalls zu wirken begannen, wurden für den synchronen Ausschnitt des belegten Gotischen im 4. Jahrhundert bereits in den Kapiteln 2.2.2 und 2.2.3 ausführlich dargestellt. Für das Althochdeutsche des 9. Jahrhunderts sind diese ebenso anzusetzen, woraus sich die gleiche Dreiteilung in Bezug auf das Zusammenspiel von Verbalaspekt und Artikel ergibt (vgl. LEISS 2000: 143):

- Perfektive Verben + Komplement = Definitheit
- Imperfektive Verben + Komplement = Indefinitheit
- Imperfektive Verben + Komplement + Demonstrativ = Definitheit

Zu diesem Schluss kommt LEISS (2000: 170) nach der Interpretation der Ergebnisse von PAUL JÄGER (1917: 22), der den Gebrauch des bestimmten Artikels in den Isidorübersetzungen mit jenen des „Tatian“ vergleicht. Dieser erstellt eine

Liste von „Irregularitäten“ bei der Artikelsetzung und zählt dabei alle Substantive auf, die üblicherweise determiniert werden, aber scheinbar ohne jeglichen Grund in seltenen Fällen ohne Artikel erscheinen. Überprüft man an den entsprechenden Stellen allerdings den jeweiligen Verbalbereich, wird ersichtlich, dass allen diesen undeterminierten Substantiven ein perfektives *gi*-Verb vorausgeht. Das ist besonders bei der erneuten Durchsicht der in Kapitel 2.2.1.2 bereits besprochenen Tatianübersetzung des Matthäusevangeliums deutlich zu sehen, in der das Substantiv *skef* trotz mehrmaliger Nennung einmal nicht determiniert wird:

(12) Inti so sie thó **gistigun** in **skéf** [...] (T 81, 4)

Der althochdeutsche Verbalaspekt ist also dazu fähig, in seiner nominalen Umgebung Definitheitseffekte auszulösen, JÄGERS Liste der vermeintlichen inkonsequenten Auslassungen von Artikeln ist nichts Anderes als eine Dokumentation dieser Systematik (vgl. LEISS 2000: 170–171). Es stellt sich nun die Frage, wieso trotz anaphorischer Wiederaufnahme nicht auf ein imperfektives Verb in Verbindung mit einem bestimmten Artikel zurückgegriffen wurde. Darüber kann der weiterführende Satz Auskunft geben:

(12) Inti so sie thó **gistigun** in **skéf**, bilán ther uuint, inti sár uúas thaz skef zi lante zi themo sie fuorun. (T 81, 4)

Das *gi*-Verb erzeugt zwar Definitheit in der abhängigen Nominalphrase, seine primäre Funktion ist es aber, Perfektivität zu signalisieren. In diesem Kontext ist es wichtig, dass das Besteigen des Schiffes als Handlung selbst abgeschlossen ist, bevor sich der Wind beruhigen konnte (*bilán ther uuint* [...]). In Bezug auf die Definitheit ist es in diesem Zusammenhang egal, ob ein Artikel oder *gi*-Verb gesetzt wird, nicht aber in Bezug auf die zeitliche Abfolge der einzelnen Teilsätze. Ein imperfektives Verb würde hier Gleichzeitigkeit der beiden Handlungen ausdrücken, was dem lateinischen Vorlagentext widerspräche. Die perfektiven *gi*-Präfixe des Althochdeutschen sind mit dem aufkommenden Artikel zumindest teilweise funktional äquivalent, obwohl sie vorrangig die Abgeschlossenheit einer verbalen Handlung kennzeichnen sollen (vgl. LEISS 2000: 180–181).

In den westgermanischen Sprachen blieb der Verbalaspekt lange wirksam. So war etwa im Altenglischen das zu *y-* abgeschwächte Präfix noch wenigstens bis ins 12. Jahrhundert funktionsfähig, auch wenn die Reduktion der Perfektivierungspräfixe deutlich schneller vonstatten ging als im Althochdeutschen (vgl. MOSSÉ 1925: 292). In deutschsprachigen Texten sind aspektuelle Markierungen durch das Präfix *ge-* bis ins 17. Jahrhundert festzustellen, besonders im Alemannischen zeigte sich der Verbalaspekt äußerst lebendig (vgl. BLUMENTHAL 1968: 159–162). Nur wenn sich das entsprechende *ge-*Verb semantisch vom Grundverb getrennt hat, ist es auch im gegenwärtigen Sprachzustand des Deutschen als autarke Form noch zu finden, zum Beispiel bei *horchen* : *gehörchen*. Der wesentliche Unterschied zu anderen germanischen Sprachen ist also, dass im Deutschen aspektuelle Verbpaare bis auf wenige Ausnahmen wie *kochen* weder homonym noch synonym geworden sind (vgl. LEISS 1992: 71).

3.2.4 Kasus

JACOB GRIMM bemerkte als erster im 1837 erschienen letzten Band seiner deutschen Grammatik die Zusammenhänge von Bestimmtheit, Unbestimmtheit, Partitivität und Kasualternanz:

Der acc. zeigt die vollste, entschiedenste bewältigung eines gegenstandes durch den im verbo des satzsubjects enthaltenen begrif. geringere objectivisierung liegt in dem gen., die thätige kraft wird dabei gleichsam nur versucht und angehoben, nicht erschöpft. [...] der acc. drückt reine, sichere wirkungen aus, der gen. gehemmte, modifizierte. (GRIMM 1967: 764)

Dass die Opposition von Genitiv und Akkusativ gleichermaßen Ausdruck der Opposition von Determiniertheit und Indeterminiertheit ist, deckt sich in der Retrospektive mit GRIMMS Beobachtungen, direkt ableitbar ist dieser Befund aus seinen Erkenntnissen jedoch noch nicht. OSKAR ERDMANN (1876: 161) schlägt mit seinen Feststellungen, der Genitiv des Althochdeutschen sei die „mildere“ Variante des Akkusativs, eine ähnliche Richtung ein wie GRIMM und spielt sogar mit dem Gedanken, beide Kasus in seiner Beschreibung der althochdeutschen Syntax mangels offensichtlicher grammatischer Differenzen zusammenzulegen. Der Wechsel zwischen Genitiv und Akkusativ ist nicht nur im Althochdeutschen, sondern auch in allen altgermanischen, darüber hinaus ebenso in vielen anderen indogermanischen Sprachen bei ein und demselben perfektiven Verb vorhanden. Ein direktes Objekt signalisiert dabei im Akkusativ Definitheit, im Genitiv

Indefinitheit (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 66). Angesichts dessen ist anzunehmen, dass auch bei der Entwicklung des deutschen Artikels die Kasualternanz eine gewichtige Rolle spielte. Tatsächlich stellt OUBOUZAR (1989: 574) einen massiven Anstieg der Artikelsetzungen in genitivischen Nominalphrasen ab dem Althochdeutschen fest, der im Mittelhochdeutschen seinen Höhepunkt erreicht, kann sich diese Entwicklung allerdings nicht erklären. Führt man sich jedoch die sinkende Anzahl funktionsfähiger Aspektpaare ab dem Althochdeutschen vor Augen, ist die Zunahme der Artikelvorkommen bei Genitivobjekten eine logische Konsequenz. Der Genitiv als Objektkasus konnte nämlich in voralthochdeutscher Zeit nicht nur in Verbindung mit perfektiven Verben Indefinitheit signalisieren, sondern auch Partitivität, während ein Akkusativobjekt alleine auf seine Aufgabe der Definitheitsmarkierung reduziert war (vgl. LEISS 2000: 188). Da der Schwund der funktionsfähigen Aspektpaare zahlreiche Simplexverben zurücklässt, ist vorerst nur ein gleichmäßiger Artikelzuwachs bei allen Objekten zu erwarten. Der Genitiv erzeugt zusätzlich bei imperfektiven Verben Partitivitätseffekte, die er aber mangels perfektiven Aspektpartners nicht mehr alleine kodieren kann. Als Ausgleich werden ab dem Althochdeutschen bei allen Verben, die über keinen äquivalenten Partner mehr verfügen, aber dennoch einen partitiven Genitiv in Form eines Objektes regieren, zunehmend Artikel gesetzt. Auch hier ist der vom Artikel ausgelöste Definitheitseffekt also zuerst nur ein sekundärer. Bis zum Mittelhochdeutschen ist dieser Prozess allerdings soweit systematisiert, dass fast nur noch der Genitiv zur Markierung von Imperfektivität verwendet wird. Da imperfektive Verben häufiger sind als perfektive, kommt es zur sogenannten „Genitivexplosion“, die erst im Frühneuhochdeutschen durch den Abbau des Genitivs als Objektkasus ein jähes Ende findet (vgl. Abraham 1997: 57).

3.2.5 Determinanten

Schlussendlich gibt es noch abgesehen vom sich entwickelnden Artikel eine Reihe weiterer Determinierer im Althochdeutschen. Neben dem erneuerten und verstärkten Demonstrativpronomen sind vor allem die Possessiva zu nennen, die dazu fähig sind, einen Referenten klar kenntlich zu machen. Durch die zunehmende Verwendung des Artikels geht die Frequenz aller anderen Determinanten im Althochdeutschen sukzessive zurück (vgl. SZCZEPANIAK 2011:

69). So erscheinen Körperteile im „Tatian“ noch meistens mit einem Possessivum, bei Otfrid hingegen schon überwiegend mit Artikel (vgl. OUBOUZAR 1997: 164).

3.3 Rekapitulation

Es ist erstaunlich, dass das Althochdeutsche und das Gotische einerseits so deutliche Parallelen aufweisen, was die Grammatikalisierung des Definitartikels betrifft, andererseits bei der Distribution der Determinanten offensichtlich teilweise völlig unterschiedliche Wege einschlagen. Der anaphorische Artikel etwa scheint im Gotischen überhaupt nicht existent zu sein, im Althochdeutschen hingegen gibt es viele Hinweise auf ein ursprünglich anaphorisches Artikelsystem, welches insofern noch über Jahrhunderte Wirkung zeigen kann, als die Affinität des Artikels zum Subjekt selbst im Mittelhochdeutschen nachweisbar ist. Die Interaktion zwischen Artikel und schwindendem Verbalaspekt ist in beiden Sprachen zu beobachten und kann wohl, wie bereits vermutet, als germanisches Erbe angesehen werden.

Neben Artikel und Aspekt verfügt das Althochdeutsche über weitere Möglichkeiten zur Erzeugung von Definitheitseffekten, Wortstellung und Kasus sind darunter die wichtigsten. Während die gleiche Kasualternierung auch im Gotischen zu finden ist, lässt sich über Serialisierungsregularitäten in der Wulfilabibel nur wenig sagen, da der gotische Übersetzungstext stark von der griechischen Syntax abhängig ist. Da allerdings die Kennzeichnung von Thema und Rhema bereits im Urindogermanischen über dieses System erreicht wurde, wie OTTO BEHAGHEL nachweisen konnte, spricht Vieles dafür, dass auch das Gemeingermanische und vermutlich auch das Gotische darauf zurückgriffen. Zusammenfassend lassen sich für das Althochdeutsche 3 komplementäre Definitheitssysteme aufstellen (vgl. LEISS 2000: 185):

- Der anaphorische Artikel: Determinanten werden bevorzugt in thematischer Position gesetzt.
- Der individualisierende Artikel: Nichtprototypische Substantive können mit einem Artikel versehen werden, wenn eine kontextbedingte Einschränkung der Extension erreicht werden soll.

Zur Emergenz des definiten Artikels im Althochdeutschen

3 Definitheit im Althochdeutschen

- Der Verbalaspekt: Perfektive *gi*-Verben erzeugen in ihrem nominalen Umfeld Definitheitseffekte, imperfektive Simplexverben Indefinitheitseffekte. Ebenfalls vom Verbalbereich abhängig ist die Kasusalternierung Genitiv/Akkusativ.

Der verbale Aspekt wird im Althochdeutschen systematisch von den anderen Definitheitssystemen, allen voran dem Artikel, verdrängt.

4 Korpus und Methode

Das Beklagen geringer Datenmengen oder zumindest der resignierende Hinweis auf die Insuffizienz des vorhandenen Textmaterials in Bezug auf quantitative Analysen aufgrund seines poetischen Charakters oder diverser Übersetzungsproblematiken gehören mittlerweile zum festen Inventar der historischen Sprachwissenschaft. Kaum ein Grundlagenwerk verzichtet auf diesen wenig lösungsorientierten Fingerzeig. Neben der Darstellung des offensichtlichen quantitativen Mangels wurden besonders Qualität und Authentizität des vorhandenen Datenmaterials in Zweifel gezogen. Die überwiegend dienende Funktion der Volkssprache im Frühmittelalter und damit die bewusste Beibehaltung syntaktischer Muster des Lateinischen wurden in der Forschung lange nicht in diesem Maße erkannt und althochdeutschen Übersetzern aufgrund unterschiedlichster Interferenzen gar „Unvermögen“ attestiert, die Strukturen des lateinischen Originaltextes adäquat mit der deutschen Grammatik darzustellen (vgl. FLEISCHER/SCHALLERT 2011: 42). Diese zwei als Schwächen gebrandmarkten Eigenheiten des ältesten überlieferten Deutsch in Bezug auf Quantität wie Qualität bilden den Kern unangenehmer Begleiterscheinungen der Methodologie historischer Linguistik. Die Probleme, welche sich beim Arbeiten mit Daten dieser Art ergeben, gehen allerdings weit darüber hinaus und seien in Folge kurz dargestellt, um mit dem ausgewerteten Korpus in Verbindung gebracht werden zu können. Ihnen ist in erster Linie eines gemeinsam: das Fehlen von Alternativen zum unzureichenden Istzustand.

Da nicht davon auszugehen ist, dass in Zukunft im Bereich der althochdeutschen Literatur deutlich mehr und vor allem vielfältigere Textzeugnisse zur Verfügung stehen als bisher und eine Rückkehr der Germanistik von einer auf positiver Evidenz fußenden Wissenschaft zurück zur traditionellen Rekonstruktionsphilologie wohl vorerst ausgeschlossen werden kann, unterliegt die historische Linguistik einem latenten Rechtfertigungszwang. Diachrone Untersuchungsweisen bleiben weiterhin notgedrungen *the art of making the best use of bad data* (LABOV 2010: 11). Der Zugang zu historischen Quellen kann nur über die Schriftlichkeit erfolgen und ist damit immer ein indirekter. Unsere Vorstellungen der althochdeutschen Sprache(n) sind nur das interpretatorische

Ergebnis einer Analyse von schriftlichen Denkmälern einer obendrein bildungselitären und dementsprechend wenig repräsentativen gesellschaftlichen Minderheit, deren Umfeld sich abseits der zeitlichen Distanz auch kulturell deutlich von unserem heutigen unterscheidet.

4.1 Korpusgrundlage

Auf den ersten Blick erscheint das bearbeitete Korpus, welchem lediglich ein homogener Text zugrunde liegt, eindimensional und genügt bereits den grundlegenden Anforderungen einer „Sammlung von [mehreren] Texten“ nicht (LEMNITZER/ZINSMEISTER 2010: 8). An ein strukturiertes Korpus, welches durch unterschiedliche Parameter jenseits der zeitlichen Einordnung determiniert wird, ist im Bereich der überlieferten althochdeutschen Literatur aber erst gar nicht zu denken. Unterteilt man den bearbeiteten Untersuchungszeitraum des 9. Jahrhunderts lediglich in zwei diachrone Abschnitte und differenziert auch noch zwischen den gerade in nichtstandardisierten Kontexten wichtigen Dialekträumen, ergibt sich unter Einbeziehung der Textsorten und einer Länge von mehr als 1000 Versen folgende Matrix:

Tab. 6: Strukturiertes Korpus für das Althochdeutsche.

	Ostfränkisch		Südrheinfränkisch		Alemannisch		Bairisch	
	Prosa	Poesie	Prosa	Poesie	Prosa	Poesie	Prosa	Poesie
800-850	Tatian	-	-	-	-	-	Mons.	-
850-899	-	-	-	Otfrid	-	-	-	-

Quelle: FLEISCHER/SCHALLERT (2011: 75).

Dieses ernüchternde Ergebnis zeigt, dass es für das Althochdeutsche des 9. Jahrhunderts nicht möglich ist, auch nur ein strukturiertes Korpus zu erstellen. Bei einer derartigen Parameterdifferenzierung gelingt dies überhaupt erst ab der mittelhochdeutschen Klassik des 13. Jahrhunderts (vgl. WEGERA 2000: 1305). Eine solche Feinstruktur kann also weder zu den Prinzipien noch zu den Zielen der diachronen Korpuslinguistik gezählt werden, die Korpusarchitektur muss so grob wie möglich gehalten sein, um Verwendung finden zu können. Grundsätzlich sind in der Linguistik Prosatexte poetischen Texten vorzuziehen, da sie weder von Reim noch Rhythmus abhängig sind und dem tatsächlichen Sprachgebrauch deutlich näher stehen (vgl. EBERT 1978: 6). Da die großen Prosatexte des 9. Jahrhunderts

jedoch aufgrund ihres Translationscharakters beziehungsweise ihrer Sprache nicht infrage kommen, ist das Ausschlussverfahren zur Findung eines Korpustextes bereits früh beendet. In diesem Fall ist die Textsorte allen anderen Parametern untergeordnet.

Das Hinzuziehen weiterer Quellentypen lohnt sich bei der Untersuchung der Komplexitätsebenen über der Morphologie kaum. Zwar wird angemerkt, dass auch Glossen hervorragend dafür geeignet sind, syntaktische Phänomene wie den definiten Artikel genauer unter die Lupe zu nehmen (vgl. SCHMIDT 2009: 1083). Die entscheidende Analyse der syntaktischen Umgebung des Artikels kann anhand von Einzelbelegen jedoch nicht erfolgen, dafür benötigt es komplexere Satz- und Textstrukturen, die von Glossen und Interlinearversionen nicht geliefert werden können. Im Folgenden wird daher anhand von Otfrids Evangelienbuch ein synchroner Schnitt vorgenommen, es gilt das Primat des Beispiels, nicht der Vollständigkeit. Als Grundlage dient dabei die Wiener Handschrift V, zum ersten Mal herausgegeben im Jahr 1831 von EBERHARD GOTTLIEB GRAFF unter dem Namen „Krist“ (GRAFF 1831). Diese Ausgabe ist von den bildungspolitischen Absichten des Editors stark gekennzeichnet, welcher sie als hochdeutsches Gegenstück zu JOHANNES ANDREAS SCHMELLERS „Heliand“ von 1830 entwarf, die darauffolgenden kritischen Ausgaben verzichteten auf vergleichbares pädagogisches Beiwerk (vgl. KLEIBER/HELLGARDT 2004: 16). Die bis heute maßgebende Edition von OSKAR ERDMANN (1880) gewährt den wohl unmittelbarsten Zugang zu Handschrift V und findet dementsprechend auch in den Online-Korpora und in weiterer Folge in dieser Arbeit Verwendung. Sämtliche Textausschnitte des Korpus wurden ohne Änderung dem digitalen Projekt „Thesaurus Indogermanischer Text- und Sprachmaterialien“ (TITUS) der Universität Frankfurt entnommen.⁸

Otfrid stellte sein umfassendes Werk in 5 Büchern als Mönch des Klosters Weißenburg im Elsass im hohen Alter von etwa 80 Jahren um 868 fertig (vgl. ERDMANN 1962: V). Neben der gut gesicherten Zeit der Entstehung ist die sprachliche Einordnung der Evangelienharmonie dank eindeutiger Autorschaft und geringen Grades an Überregionalisierungstendenzen ohne Probleme möglich. Die in der historischen Dialektologie beschriebenen Abweichungen vom

⁸ Vgl. <http://titus.uni-frankfurt.de/texte/etcs/germ/ahd/otfrid/otfri.htm>

südrheinfränkischen Dialekt, darunter genuine Eigenarten wie der fränkische Rhotazismus $d > r$ oder Alemannismen im Bereich kontrahierter *mi*-Verben wie *gân* oder *stân*, ergeben sich höchstens im phonologischen und lexikalischen Bereich, nicht jedoch im syntaktischen (vgl. KLEIBER/HELLGARDT 2004: 157). Dies gewährleistet den angestrebten linearen vertikalen Vergleich mit den Studien zum bestimmten Artikel des Mittelhochdeutschen der rheinischen Sprachdenkmäler des Mittelalters von DIETRICH HARTMANN (1967).

Trotz aller Ambitionen, wissenschaftliche Standards oder zumindest Normen präventiv aufzuweichen, um gewünschte Ergebnisse erhalten, muss man sich eines eingestehen: *bad data* bleibt *bad data*. Es sind letzten Endes nicht die Gründe ausschlaggebend, die bei der Auswahl des Korpus textes für Otfrid sprechen, sondern lediglich die vergleichsweise geringe Anzahl jener, die gegen ihn sprechen.

4.2 Datenmenge

Ziel dieser Arbeit ist, das Phänomen des althochdeutschen Artikels und seiner Umgebung mit quantitativen Mitteln näher zu untersuchen. Bisher findet sich in der Sekundärliteratur zur Korpuslinguistik kein definierter Wert, welcher die Menge an Textmaterial festlegt, die bei quantitativen Auswertungen notwendig ist, um valide Ergebnisse zu erhalten. Dies hängt in erster Linie mit den stark divergierenden Beleghäufigkeiten unterschiedlicher Phänomene zusammen. Grundsätzlich wird der Umfang von Textkorpora mit der Einheitengröße „Normalseite“ angegeben, die 400 Wortformen entspricht (vgl. EBERT et al. 1993: 9). Eine Anzahl von 30 Normalseiten wurde für morphologische Auswertungen wie dem Aufstellen von Flexionsparadigmen als geeignet befunden. Bei syntaktischen Phänomenen sei aber eine wesentlich größere Textmenge zu erwarten (vgl. FLEISCHER/SCHALLERT 2011: 42). FLEISCHER (2010: 528) demonstriert das anhand der Abfolge von akkusativischem und dativischem Personalpronomen im Mittelhochdeutschen. Mit dem ersten Teil des „Prosalancelot“ verfügt das Korpus über den gewaltigen Umfang von 345 000 Wörtern (über 860 Normalseiten), die Anzahl der Belege beläuft sich auf 482, was lediglich einem Beleg je 715 Wörter entspricht.

Auch wenn der bestimmte Artikel im Althochdeutschen noch deutlich weniger redundanten Gebrauch aufweist als im Neuhochdeutschen, ist er bereits zur Zeit

Otfrids ein hochfrequentes Phänomen. Bei 1000 ausgewerteten Versen des Evangelienbuches erscheint das Demonstrativpronomen in 845 Belegen mit folgender funktionaler Distribution:

Tab. 7: Beleganzahl in der Übersicht.

Funktion	Artikel	Demonstrativpronomen	Relativpronomen
Belege	412	311	122

Vergleicht man die Frequenz des Demonstrativpronomens in all seinen Funktionen mit dem Phänomen der Stellung des Personalpronomens im Mittelhochdeutschen, ist die Belegzahl in Relation zur Textgröße beinahe 70 Mal höher. Selbst wenn man den bestimmten Artikel isoliert betrachtet und ihm eine hohe Varianz in Form und Position attestiert, so sind 412 Belege bei knapp 8000 Wörtern, also 20 Normalseiten, auf jeden Fall ausreichend, um von statistischer Relevanz sprechen zu können. Da die Evangelienharmonie etwas mehr als 7000 Verse umfasst, ist der Umfang der bei der Korpusfindung ausgewählten Kapitel für das Werk Otfrids in seiner Gesamtheit ebenfalls repräsentativ, zudem sind die Textstellen gleichmäßig auf alle Bücher verteilt.

4.3 Interferenz

Der Großteil der zusammenhängenden althochdeutschen Texte ist zur Übersetzungsliteratur zu zählen. Obwohl Otfrids Evangelienharmonie hierbei zu den wenigen Ausnahmen gehört, ist jedoch alleine aufgrund ihres Inhalts eine gewisse Nähe zur lateinischen Vulgata nicht zu ignorieren. Schließlich ist Otfrid von Weißenburg nicht selbst Schöpfer seiner Erzählungen, sondern tritt vielmehr als Kompilator verschiedenster Sequenzen der Bibel auf, bezeichnet sein Werk selbst als „*evangeliôno deil*“ (O I.I 113). Er bewegt sich also, obwohl ihm hoher literarischer Rang zuerkannt wird, thematisch auf traditionellen ausgetretenen Pfaden. Innovationen sind Otfrid im Bereich der Metrik zuzugestehen, nicht jedoch auf inhaltlicher Ebene, auf welcher Vorlagentreue durchaus notwendig ist.

Für das Korpus wurden jene Kapitel ausgewählt, welche thematisch eine größtmögliche Distanz zu den zahlreichen kompilatorisch zusammengefügt biblischen Erzählungen der Evangelienharmonie und deren lateinischen Vorlagentexte aufweisen. Diese Voraussetzung erfüllen einleitende Worte des Autors, eingeschobene Erläuterungen und persönliche Ausdeutungen,

Dankesreden mit Bezug zu realen Zeitgenossen Otfrids sowie der zusammenfassende Epilog am Ende des 5. Buches. Den angeführten Eingrenzungen gemäß umfasst das Korpus folgende Kapitel der Evangelienharmonie Otfrids von Weißenburg:

- Ludovico orientalium regnorum regi sit salus aeterne (L)
- Salomoni episcopo Otfridus (S)
- Cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit (I.I)
- Invocatio scriptoris ad deum (I.II)
- Brevis ammonitio de signis (III.XIV)
- De qualitate caelestis regni et inaequalitate terreni (V.XXIII)
- Conclusio voluminis totius (V.XXV)
- Otfridus Uuizanburgensis monachus Hartmuate et Uuerinberto Sancti Galli Monasterii Monachis (H)

Inwiefern Lehnstrukturen die Artikelsetzung tatsächlich beeinflussen, ist umstritten. Für das Gotische wurde ein Einfluss des Griechischen von BERNHARDT (1874: 1), wie in Kapitel 2.2 erläutert, bereits früh in Abrede gestellt. Da das Lateinische im Gegensatz zum Griechischen über keine Artikel verfügt, kann es höchstens im Bereich der undeterminierten Satzäquivalente zu Übertragungen eines Nullartikels gekommen sein, was sich anhand der Oberflächenstruktur eines Textes allerdings kaum zeigen lässt. Um diesem Problem präventiv auszuweichen, ohne es zu lösen, wurden die Textstellen nach den oben genannten Kriterien ausgewählt.

4.4 Reim und Metrum

Poetische Texte sind das Ergebnis eines reflektierten Arbeitsprozesses und enthalten dementsprechend nur wenige intuitive sprachliche Äußerungen. Als Grammatiklehrer verfolgte Otfrid zudem den ehrgeizigen bildungspolitischen Plan, die noch „wilde“ Sprache der Franken zu normieren und mit den Regeln der Dichtkunst zu „bezwingen“, um sie den heiligen Sprachen Latein und Griechisch gleichzusetzen. Erst dadurch könne auch die Volkssprache zu einem Sprachrohr der Christen werden:

Wánana sculun Fránton \ éinon thaz biwánton,
ni sie in frénkisgon bigínnen, \ sie gotes lób singen?
Nist si so gisúngan, \ mit régulu bithuúngan:
si hábet thoh thia rihti \ in scóneru slihti. (O I.I 33–36)

Otfrid legte viel Wert auf formale Gesetzmäßigkeiten und poetische Regularien, um die er seinen Text spann. Da es gerade in einem Werk mit der Länge der Evangelienharmonie zahlreiche grammatische Konstruktionen gibt, die auf den ersten Blick gegen die Regeln der Syntax oder der Morphologie des Althochdeutschen verstoßen, ist anzunehmen, dass Reim und Metrum einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die sprachliche Struktur poetischer Texte ausüben können. Liegt ein solcher Fall vor, muss entschieden werden, ob es sich um ein genuines Muster oder eine dichterische Lizenz handelt (vgl. FLEISCHER/SCHALLERT 2011: 42). Während einige Forscher ungewöhnliche grammatische Konstruktionen bei Otfrid nicht als Fehler interpretierten, sondern sie als selten, aber richtig kennzeichneten, waren andere wiederum der Ansicht, der Dichter habe in seinem Vorhaben, ein regelmäßiges Metrum sowie einen reinen Endreim einzuhalten, Fehler machen müssen (vgl. NEMITZ 1962: 363).

Ein Einfluss des Reims ist bei der Setzung des bestimmten Artikels auszuschließen. In keiner Sprachperiode des Deutschen scheint es möglich zu sein, den Artikel als Reimwort in Endstellung zu positionieren, folglich auch nicht in der Evangelienharmonie. Viel eher könnte man eine Auswirkung des Metrums auf die Distribution des Artikels vermuten. Das liegt zum einen daran, dass Otfrid auch nicht davor zurückschreckte, vermutlich obligatorische Pronomen zur „Erzielung eines flüssig alternierenden Verses“ nicht zu setzen (EGGENBERGER: 1961: 47). Zum anderen ist der Artikel als hochfrequentes Phänomen mit seiner geringen Silbenanzahl natürlich dazu prädestiniert, als unbetonter Determinant dafür verwendet zu werden, in die metrische Struktur einzugreifen und etwaige unvollständige Jamben zu komplettieren. Da jedoch der Großteil der Verse über eine intakte alternierende Abfolge von Senkungen und Hebungen verfügt, unabhängig davon, ob sie determinierte Substantive enthalten oder nicht, ist es nicht möglich, diese These zu untermauern. Hinzu kommt, dass es durchaus einige Verse gibt, deren metrische Regelmäßigkeit gerade durch das Setzen eines Artikels unterbrochen wird:

(1) Nī liaz er ímo thuruh tház \ in themo múate **then** ház, (O L 49)
 ∨ ∧ ∨ ∧ ∨ ∧ ∨ ∧ ∨ ∧ ∨ ∧ ∨ ∨ ∧

Der Artikel im Akkusativ *then* verhindert hier einen jambischen Siebenheber durch die zusätzliche Senkung. Angesichts solcher Unregelmäßigkeiten fällt es natürlich schwer, an einen konsequenten übergeordneten Stellenwert des Metrums zu glauben. Vielmehr scheint hier die Annäherung des nicht pluralisierbaren Abstraktums *ház* an ein Konkretum im Vordergrund zu stehen, was nur durch einen definiten Artikel erreicht werden kann (vgl. LEISS 2000: 164). Es handelt sich offenbar um einen bestimmten „Hass“, dessen Extension deutlich restringierter ist als jene des kontextlosen Gemütszustandes. Es ist kaum vorstellbar, dass derartig kommunikativ wichtige grammatische Teilsysteme von einer konstruierten Verslehre *overruled* werden können. Im Gegensatz zum Artikel hat das beliebige Setzen eines Personalpronomens keine inhaltlichen Auswirkungen, sofern am finiten Verb Person und Numerus abzulesen sind, wie es beim zitierten Beispiel von EGGENBERGER (1961: 41) der Fall ist:

(2) féhes inti mánnēs \ drúhtin bist Ø es álles (O V.XXIV 6)

Durch das Auslassen des Subjektpronomens *du* entstehen keinerlei Mehrdeutigkeiten, die Aussage des Satzes ändert sich nicht.

Oberflächliche Stichproben können also einen Einfluss des Metrums nicht bestätigen und zudem auch noch ernsthafte Zweifel daran aufwerfen. Da zusätzlich der von Otfried eingeführte Endreim keinerlei Wirkung auf die Artikelsetzung haben kann, ist dem poetischen Charakter des Korpus textes in dieser Arbeit kein allzu hoher Stellenwert beizumessen.

4.5 Methode

Um der Frage nach der relativen Häufigkeit des bestimmten Artikels bei Subjekten und Objekten nachgehen zu können, bedarf es neben Ersatzkompetenzen im Bereich des bloßen Textverständnisses auch Kenntnisse der dependenzgrammatischen Satzgliedbegriffe, mit denen die Strukturen der Satzäquivalente nach einem bestimmten Muster beschrieben werden können. Erst dann können einzelne Elemente segmentiert und deduktiv wie interpretativ analysiert werden (vgl. GREULE 1982: 107).

4.5.1 Althochdeutsche Satzkonstituenten

Als vom Prädikat abhängige Satzglieder bilden Ergänzungen das Zentrum des zu untersuchenden Textmaterials. Sie fungieren als Argumente des valenztragenden Kerns im Verbalsatz und sind größtenteils den Kategorien Subjekt und Objekt zuzuordnen. Darüber hinaus gibt es noch prädikative Elemente sowie einige Adverbiale, die entweder als Ergänzungen erscheinen oder deren syntaktischer Status fragwürdig ist (vgl. GREULE 2000: 1210).

Das Subjekt zeichnet sich durch seine Kongruenz mit dem finiten Verb aus und ist auch im Althochdeutschen verhältnismäßig einfach zu segmentieren. Nominale Prädikatsteile stimmen mit dem Subjekt im Kasus überein, sind allerdings nicht als Teil des Subjekts zu erachten und scheiden damit bei der Auszählung aus. Objekte werden wie im Neuhochdeutschen nach den 3 obliquen Kasus unterschieden, die Existenz von Präpositionalobjekten mit semantisch leerer Präposition im Althochdeutschen gilt als umstritten (vgl. JUNTUNE 1969: 129). Von der Verbvalenz abhängige Präpositionalphrasen sind dementsprechend entweder als Prädikativergänzung (3) oder als Adverbial (4) zu werten, beide werden allerdings nicht gezählt:

(3) Mit so sámeliche \ so quám er ouh **zi ríche**. (O L 57)

(4) bin nú zi thiú gifíerit, \ **zi stáde** hiar gimíerit; (O V.XXV 2)

Besonders lokative Adverbiale wie in Satz (4) erscheinen bei Otfrid häufig nach Verben der Fortbewegung als obligatorische Ergänzungen.

Ob ein Satzglied letzten Endes in die Auszählungslisten aufgenommen wird, hängt abgesehen von seiner Klassifikation auch von der Fähigkeit des nominalen Nukleus ab, Determinantien regieren zu können. Der definite Artikel kann nicht vor jedem beliebigen subjektfähigen Nomen gesetzt werden. Folgende Gruppen sind daher von der Zählung auszuschließen:

- Pronomen
- nichtprototypische Substantive

Während naturgemäß Pronomen aller Art nicht artikelfähig sind, muss bei den nichtprototypischen Substantiven nur von einer grundsätzlichen

Undeterminiertheit ausgegangen werden, welche aber durch die in Kapitel 3.1.3.3 beschriebenen Restriktionsverschiebungen in einigen Fällen aufgehoben wird, Appellativa und Abstrakta können durch einen Artikel eine Kontextextension erfahren. Unika stehen nur in den seltensten Fällen mit Artikel, wenn eine fakultative „erweiterte Determinierung“ vorliegt (vgl. SCHRODT 2004: 25). Eine anaphorische Artikelverwendung in Verbindung mit nichtprototypischen Substantiven verbietet sich hingegen in allen Fällen. Daher werden Subjekte und Objekte, deren nominaler Nukleus ein Abstraktum oder ein Appellativum aufweist, nur als determinierte Satzglieder erfasst, undeterminierte hingegen ausgegliedert.

Neben den obligatorischen Ergänzungen gibt es im Althochdeutschen natürlich auch eine Fülle von fakultativen und freien Angaben, die sich auf den gesamten Satz beziehen. Da die Einbettungstiefe aufgrund von noch schwach ausgeprägter Satzklammer oder auch lehnsyntaktischen Phänomenen nur schwierig zu definieren ist, sind Status und Zuordnung besonders bei den Adverbialen nicht immer möglich (vgl. SCHRODT 2004: 93). Da der definite Artikel in adverbialer Position aber keinerlei Einfluss auf die übrigen Satzglieder hat und selbst bei der Auswertung ausscheidet, stellt das für die Erhebung kein Problem dar.

Von einem modernen syntaxtheoretischen Standpunkt aus muss sprachlichen Strukturen eine grammatische Korrektheit zu- oder abgesprochen werden. Da ein schriftlicher historischer Text nur auf positive Evidenz hin geprüft werden kann, ist die Beurteilung der Grammatikalität einzelner Strukturen meistens schwierig (vgl. FLEISCHER/SCHALLERT 2011: 31). Aus diesem Grund werden seltene Sätze, die keinen verbalen Nukleus aufweisen und sich so einer Bestimmung einzelner Glieder verschließen, ebenfalls nicht genauer analysiert. Das betrifft im Althochdeutschen etwa Überschriften oder Ausrufe, die aus mehreren nominalen Gliedern bestehen (vgl. GREULE 2000: 1211). Bei der Markierung der Satzgrenzen muss darüber hinaus vollstes Vertrauen in die Editionswissenschaft gesetzt werden.

4.5.2 Homographie und Formengleichheit

Digitale Auswertungen sind verführerisch, da mit vergleichsweise geringem Aufwand eine große Menge an Daten gesichtet und beschrieben werden kann. Bei

einem Korpus, das nicht nur auf quantitative, sondern auch auf qualitative Ergebnisse hin untersucht wird, ist damit aber lediglich ein Schritt getan. Letzten Endes muss jeder Beleg einzeln unter die Lupe genommen werden. Das liegt zunächst daran, dass bei einem synchronen Schnitt eines diachronen Grammatikalisierungsprozesses immer unterschiedliche Funktionen ein und dieselbe Form besetzen können. Ein digitales Ergebnis liefert den oberflächlichen Befund von 845 Formen, die einem Artikel, einem Demonstrativpronomen oder einem Relativpronomen entsprechen können. In weiterer Folge bedeutet dies für den Auswertenden 845 Einzelentscheidungen, die nach traditionell philologischem Muster getroffen werden müssen. Darüber hinaus ist kein Programm dazu fähig, die syntaktische Umgebung einzelner Belege zu überprüfen und zu beschreiben. Ob ein Beleg in Subjektposition oder in Objektposition erscheint, ist wiederum nur im jeweiligen Einzelfall zu klären.

Eine besondere Herausforderung stellt das multifunktionelle Lexem *thaz* dar. Durch die zusätzliche Verwendung als Subjunktion liegt beim Demonstrativpronomen im Neutrum Nominativ/Akkusativ sogar eine vierfache Homographie vor. Von bloßer Formgleichheit ist deswegen bereits zu sprechen, da sich der Complementizer zwar wie der definite Artikel und das Relativpronomen aus dem Demonstrativpronomen entwickelt hat, jedoch zu Zeiten Otfrids schon syntaktische Eigenständigkeit besaß beziehungsweise in seiner Entwicklung bereits das Endstadium seiner Grammatikalisierung erreicht haben dürfte. Darauf deutet jedenfalls der Umstand hin, dass auch in den etwa 100 Jahre jüngeren Texten Notkers die Subjunktion in ähnlicher Frequenz vorkommt wie bei Otfrid (vgl. SCHRODT 2004: 148). Nur noch selten findet sich in der Evangelienharmonie ein als Satzobjekt verwendetes *thaz*, welches die Ausgangsstruktur von zwei voneinander unabhängigen vollständigen Sätzen vermuten lässt (vgl. BETTEN 1987: 84). In diesem Fall könnte eine Entscheidung zwischen Demonstrativpronomen und Subjunktion nicht getroffen werden. Diese Struktur liegt allerdings im Korpustext nicht vor und ist dementsprechend vernachlässigbar. Es gilt lediglich, zwischen Demonstrativpronomen, Relativpronomen, Artikel und Subjunktion zu differenzieren.

4.5.3 Verbale Perfektivität

Um den Status eines verbalen Aspektsystems beziehungsweise dessen Auflösungsgrad in Otrfrids Evangelienharmonie beurteilen zu können, müssen in einem ersten Arbeitsschritt sämtliche *gi*-Verben segmentiert werden. Dies wird dadurch erschwert, dass es im Althochdeutschen abgesehen von einigen Substantiven mit archaischem unproduktiven *gi*- viele auf *gi*- anlautende Verben gibt, deren erste Silbe kein Präfix mehr ist, z.B. *gilóube*[n] (O S 45). Daher muss jeder Beleg im Wörterbuch von RUDOLF SCHÜTZEICHEL 2006 überprüft werden, um die Fähigkeit der Präfigierung eines Verbes ausschließen oder bestätigen zu können.

Der zweite Arbeitsschritt befasst sich mit dem Perfektivitäts- und Definitheitsradius der *gi*-Verben, in den Objekte miteinbezogen werden können, nicht allerdings Subjekte (vgl. LEISS 2000: 175). Dementsprechend ist, wie in Kapitel 3.2.3 erläutert, zu erwarten, dass bei einem intakten verbalen Aspektsystem kein perfektives *gi*-Verb ein determiniertes Objekt fordern oder mit einem ohnehin definiten Demonstrativpronomen in Objektposition verbunden werden kann. Der Verbalaspekt befand sich im Althochdeutschen zwar schon im Abbau, jedoch war dieser vorrangig für die drastische Reduzierung der *gi*-Verben selbst verantwortlich. Im Umkehrschluss bedeutet das nicht, dass die übrig gebliebenen perfektiven Verben des Althochdeutschen keinerlei aspektuelle Wirkung mehr erzielen können. Nur unter der Annahme eines sich bereits völlig auflösenden Systems wären diesbezüglich bereits inkonsequente Artikel- und Pronominalsetzungen zu erwarten.

5 Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der quantitativen Auswertung des Korpus strukturiert und interpretiert. Einer Überblicksdarstellung folgt die Analyse des syntaktischen Umfelds der einzelnen Belege. Artikelsetzung und Verbalaspekt werden dabei vorerst gesondert betrachtet und später, sofern es die Ergebnisse zulassen, in einem abschließenden Fazit in Zusammenhang gebracht. Die Beantwortung der Forschungsfrage führt zu einem Befund über das Artikel- und Aspektsystem des Althochdeutschen am Beispiel der Texte Otfrids sowie einem Ausblick auf potentielle weiterführende Untersuchungen und die Verwertung der in dieser Arbeit entstandenen sekundären Ergebnisse und Erkenntnisse, deren genauere Betrachtung sich für die Gesamtdarstellung der althochdeutschen Artikelgenese als lohnend erweisen würden.

5.1 Überblick

Die Auszählung der nach im vorangehenden Kapitel angeführten Kriterien ausgewählten 1000 Verse aus Otfrids Evangelienbüchern ergab eine Gesamtzahl von 989 relevanten Belegen mit folgender Distribution:

Tab. 8: Gesamte Beleganzahl.

Artikel				Dem.	Rel.	<i>gi</i> -Verben			
Subjekt	Objekt	Sonstige	Gesamt	Gesamt	Gesamt	Regulär	Art.	Dem.	Gesamt
109	156	147	412	311	122	116	6	22	144

Diese Darstellung lässt, was die Artikelsetzung betrifft, vorerst nur wenige Schlüsse zu. Schließlich wird nur die absolute Anzahl an Artikelbelegen sichtbar, nicht jedoch ihr relationaler Mengenbezug zur syntaktischen Einbettungsebene. Auf den ersten Blick scheint sich die These einer Subjektpräferenz des definiten Artikels nicht zu bestätigen. Um darüber Aussagen treffen zu können, müssen jedoch auch die undeterminierten syntaktischen Glieder in die Überlegungen miteinbezogen werden.

Es lässt sich dennoch auch von dieser wenig strukturierten Überblickstabelle etwas ablesen, nämlich der Grad der Grammatikalisierung des Demonstrativpronomens. Nur mehr in knapp 37% der Fälle fungiert es noch als solches und hat damit sowohl seine absolute als auch seine relative funktionale

Mehrheit verloren. Zumindest die relative Mehrheit ist mit über 48% schon deutlich dem definiten Artikel zuzurechnen, darüber hinaus ist auch das Relativpronomen mit fast 15% Häufigkeit bereits etabliert. Selbst bei einer Ausklammerung des Relativpronomens hat also die Grammatikalisierung des Demonstrativpronomens zum definiten Artikel bei Otfrid zumindest den quantitativen Wendepunkt bereits erreicht. Dies begünstigt in weiterer Folge den Zusammenbruch eines kurzfristigen Ausgleichs beider Phänomene, welcher vor Otfrid anzusetzen ist, und damit natürlich auch analog die Bildung einer neuen Form des Demonstrativs durch die Klitisierung der deiktischen Partikel *-se* (< germ. **sa / *si*), das spätestens im 10. Jahrhundert das alte Demonstrativpronomen in seiner ursprünglichen Form gänzlich abgelöst haben muss (vgl. WERNER 1984: 210 bzw. BRAUNE/REIFFENSTEIN 2004: 249).

5.2 Distribution der syntaktischen Glieder

Das scheinbare Übergewicht der Artikel in Objektposition ist zum einen darauf zurückzuführen, dass die deutsche Verbvalenz problemlos mehrere Objekte in ihren Wirkungsbereich miteinbeziehen kann, die Anzahl der Subjekte dabei aber meistens eher gering bleibt. So gibt es auch schon im Althochdeutschen unter den obligatorischen Ergänzungen deutlich mehr Objekte als Subjekte und dementsprechend auch mehr Belege mit Artikel. Zum anderen ist auch die Textsorte bei der Distribution der Satzglieder nicht zu vernachlässigen. Die für das Korpus verwendeten Teile von Otfrids Evangelienharmonie sind zu einem großen Teil theologisch-exegetische Abhandlungen, die in ihrer grammatischen Beschaffenheit eine Tendenz zum artikellosen Subjekt zeigen müssen, um überhaupt dem Wesen des Textes gerecht zu werden. Der deiktisch-kommunikative Radius des Autors schließt die Leserschaft mit ein, die stumm an einer einseitigen Konversation teilnimmt. Das begünstigt einerseits das Setzen von ohnehin nicht artikelfähigen Personalpronomen der 1. Person wie *ih* oder *ir*, andererseits bedingt der lehrhafte Charakter des Textes auch zahlreiche Imperativsätze, die grundsätzlich ohne Subjekt gebildet werden. Die Konsequenz ist ein Subjekt-Objekt-Verhältnis von 30:70. Das von HARTMANN untersuchte mittelhochdeutsche Epos „Morant und Galie“ zeigt sich mit einem Verhältnis von 40:60 etwas ausgeglichener (vgl. HARTMANN 1967: 33–37).

Der vergleichsweise geringe Anteil jener als Subjekte fungierenden Substantive und Substantivgruppen wird im Rahmen der Untersuchung zusätzlich noch weiter eingeschränkt, da die Subjektposition bei Otfrid anders als in profanen Texten deutlich öfter von sakralen Unika und Monosemantika wie *druhtin* oder *got* besetzt wird, die jeweils nicht in Verbindung mit dem definiten Artikel erscheinen können und dementsprechend kein für die Auszählung verwertbares Material bieten.

5.3 Artikelsetzungen

Mit insgesamt 412 Belegen konnte eine überraschend hohe Anzahl an bestimmten Artikeln segmentiert werden. Unabhängig von syntaktischer Position und Funktion der einzelnen Determinanten ist also bereits von einer fortgeschrittenen Artikelgenese zu sprechen.

5.3.1 Subjekte und Objekte

Insgesamt 147 artikelfähige Subjekte wurden aus den Korpus-texten herausgefiltert, wovon 109 (74%) mit einem definiten Artikel versehen sind. Nur 26% bleiben undeterminiert. Bei den Objekten hingegen stehen mit 156 Belegen für Determiniertheit weniger als die Hälfte (48%) der 324 artikelfähigen Substantive in Objektposition mit Artikel:

Tab. 9: Distribution der syntaktischen Glieder.

Subjekte						Objekte					
Mit Artikel		Ohne Artikel		Gesamt		Mit Artikel		Ohne Artikel		Gesamt	
109	74%	38	26%	147	100%	156	48%	168	52%	324	100%

Die These von LEISS (2000: 165), nach welcher der Artikel im Althochdeutschen aufgrund seines phorischen Charakters in Subjektposition häufiger erscheint als in Objektposition, hat sich also bestätigt. Damit wird unter anderem erneut unterstrichen, dass die syntaktische Distribution des althochdeutschen Artikels eine völlig andere sein muss als in den nordgermanischen Sprachen, in denen die Definitheit bei Substantiven mit obliquen Kasus um 50% häufiger vorkommt als im Nominativ (vgl. JOHNSEN 1976: 93). Während also in den skandinavischen Sprachen der definite Artikel bereits in frühester Zeit – JOHNSEN demonstriert dies am Beispiel des Altisländischen – eine Objektaffinität aufweist, ist im Deutschen das Gegenteil der Fall, wie das deutliche Ergebnis zeigt. Damit gilt es – wie

vermutet – als höchst unwahrscheinlich, dass im Germanischen bereits Ansätze eines Artikelsystems vorhanden waren, eine derartige funktionale Diversität in den späteren Einzelsprachen wäre sonst nicht möglich. Das bisherige Vorgehen der Linguistik, Ergebnisse aus Untersuchungen zum bestimmten Artikel einzelner Sprachen als Pars pro Toto für die germanische Sprachfamilie zu extrapolieren, muss also besonders kritisch betrachtet werden. Eine derartige Übergeneralisierung hält langfristig keinen genaueren Untersuchungen stand.

5.3.2 Sonstige Positionen

147 Belege für den bestimmten Artikel in adverbialer Stellung zeigen, dass sich der Artikel in den übrigen syntaktischen Positionen ebenfalls bereits früh etabliert hat. Auch wenn aufgrund des Umfangs der vorliegenden Arbeit davon abgesehen werden muss, hier eine genaue Auszählung der entsprechenden undeterminierten Konstituenten durchzuführen oder sogar Artikelbelege nach semantischen Klassen der Umstandsbedingung zu analysieren, ist aufgrund der bisherigen Ergebnisse zumindest davon auszugehen, dass sich der definite Artikel in adverbialer Position deutlich freier entwickeln konnte als in der Umgebung von Objekten. Der Grund dafür ist, dass Adverbiale vom Definitheitsradius etwaiger perfektiver *gi*-Verben im Gegensatz zu Objekten nicht erfasst werden können. Eine Artikelblockade durch das verbale Definitheitssystem ist demnach auszuschließen. Ein hochfrequentes Vorkommen des Artikels im Verhältnis zu nicht determinierten Substantiven in adverbialer Stellung wie in der Subjektposition ist allerdings nicht zu erwarten, da eine anaphorische Wiederaufnahme einer Umstandsbestimmung grundsätzlich noch unwahrscheinlicher ist als das thematische Wiedereinführen eines vorerwähnten Objektes in den Text. Wenn derartige modifizierende Elemente doch in den Fokus der Handlung gerückt werden, ist das Besetzen der Subjektposition mit den relevanten Informationen des vorangegangenen Adverbials in Kombination mit dem bestimmten Artikel wahrscheinlicher.

5.3.4 Vergleich mit dem Mittelhochdeutschen

Quantitative Erhebungen zum definiten Artikel im Althochdeutschen sind kaum vorhanden beziehungsweise bieten diese nur wenig aussagekräftiges Material. Lediglich GRÄF (1905: 6) merkt an, dass die Artikellosigkeit bei Substantiven im Prädikat vorherrsche. Den nötigen linguistischen Brückenschlag zum generellen

Artikeldefizit in Objektposition und im Umkehrschluss zur Artikelpräferenz beim Subjekt schafft er jedoch nicht. Zu dieser Erkenntnis kommt erst HARTMANN, der für das Mittelhochdeutsche ebenfalls eine deutlich höhere Anzahl an Nullartikeln bei Objekten als bei Subjekten feststellt (vgl. HARTMANN 1967: 33). Allerdings eröffnen ihm seine Ergebnisse nicht den direkten Blick auf eine eventuelle phorische Verwendung des definiten Artikels. HARTMANN'S Arbeit besteht zum größten Teil aus einer akribischen Auflistung und Zuordnung der Artikelbelege nach semantischen Kategorien, dementsprechend wird die Subjektpräferenz des Artikels diesem Muster gemäß zu erklären versucht:

Die absolute Höchstzahl der Artikelbelege und die niedrige Zahl der Nullartikelbelege, niedrig sowohl im Verhältnis zu den entsprechenden Relationen in anderen Positionen, erklärt sich aus vorwiegend zwei Momenten: Wichtig ist zunächst die Art und Weise, wie die einzelne syntaktische Stelle im Satz mit den semantischen Gruppen besetzt wird, ferner auch die Freiheit der Subjektposition, insbesondere gegenüber artikelungünstigen syntaktischen Verbindungen, denen die Substantive in den anderen Positionen ausgesetzt sind. [...] Die hohe Zahl der Artikelbelege im Subjekt gegenüber Objekt usw. gründet sich auf die starke Vertretung der Personenbezeichnungen, die stets den Artikel zu sich nehmen; [...] Sachbezeichnungen [...] werden in MG in der Subjektstellung weniger oft als in anderen syntaktischen Positionen eingesetzt. (Hartmann 1967: 34)

HARTMANN erstellt also wie auch schon GRÄF vor ihm semantische Gruppen, um die Artikelsetzung über diese Ebene erklären zu können. Wenngleich unbeabsichtigt, decken sich seine Beobachtungen allerdings auch mit dem Befund eines anaphorischen Artikelsystems von LEISS. Schließlich spricht HARTMANN von eindeutig „belebten“ Substantivgruppen (Personenbezeichnungen), die im Gegensatz zu „unbelebten“ Sachbezeichnungen öfter im Subjekt und damit auch öfter mit Artikel erscheinen. Da das Agens im Deutschen prototypischerweise mit der Subjektposition und dem Nominativ in Verbindung gebracht wird, ist das nicht weiter verwunderlich. Die anaphorische Wiedereinführung eines agentiven Subjekts ist nach dem „Centering-Model“ von GROSZ (1995: 12) deutlich häufiger zu erwarten als jene eines vorerwähnten Patiens, wie in Kapitel 3.1.3.2 erläutert wurde. Die von HARTMANN erstellten Gruppen, die am öftesten Artikel zu sich zu nehmen, sind folgerichtig semantisch dazu prädestiniert, als anaphorische und damit determinierte Elemente im Text zu erscheinen.

Vergleicht man die Zahlen HARTMANN'S mit jenen der hier vorgenommenen Erhebung, so ist festzustellen, dass das rheinfränkische Epos „Morant und Galie“

ein noch deutlicheres Bild der Subjektpräferenz zeigt als die Auswertung von Otfrids Evangelienbüchern:

Tab. 10: Subjekte bei Otfrid und MG im Vergleich.

Subjekte (Otfrid)						Subjekte (MG)					
Mit Artikel		Ohne Artikel		Gesamt		Mit Artikel		Ohne Artikel		Gesamt	
109	74%	38	26%	147	100%	140	88%	19	12%	159	100%

Die Unterschiede begründen sich wohl auf die bei MG unverhältnismäßig oft genannten „Standesbezeichnungen“, die grundsätzlich mit Artikel erscheinen, allerdings auch auf die im Mittelhochdeutschen bereits artikelfähigen Monosemantika und Kollektiva (vgl. HARTMANN 1967: 35–36). Ähnlich verhält es sich aber auch bei einer Gegenüberstellung der Objektbelege:

Tab. 11: Objekte bei Otfrid und MG im Vergleich.

Objekte (Otfrid)						Objekte (MG)					
Mit Artikel		Ohne Artikel		Gesamt		Mit Artikel		Ohne Artikel		Gesamt	
156	48%	168	52%	147	100%	100	39%	156	61%	256	100%

Alles scheint darauf hinzudeuten, dass das anaphorische Artikelsystem, welches sich im Althochdeutschen entwickelte, auch noch in mittelhochdeutscher Zeit funktionsfähig war. Lediglich der Nominalaspekt ist zugunsten einer Artikelsetzung bei vormals nicht artikelfähigen Substantivgruppen bereits aufgelöst. Daher muss festgehalten werden, dass sowohl das Althochdeutsche als auch das Mittelhochdeutsche zu den hypodeterminierenden Sprachen mit stark eingegrenzter Artikelsetzung zu zählen sind, die Tendenz zur Hyperdeterminiertheit ist also allem Anschein nach ein Produkt neuhochdeutscher Ausgleichs- und Analogieerscheinungen. Dementsprechend kann es sich beim althochdeutschen Definitheitssystem keineswegs um eine kurzfristige oder gar instabile Übergangslösung zwischen dem Verfall alter germanischer Grammatik-kategorien und der letzten Endes oftmals redundanten Verwendung des bestimmten Artikels in den jüngeren Sprachstufen des Deutschen handeln. Die Distribution des definiten Artikels veränderte sich offenbar auch nach Otfrid über viele Jahrhunderte nur geringfügig.

5.4 Verbalaspekt und verbale Definitheit

Ähnlich wie das Gotische verfährt auch das Althochdeutsche, wenn Definitheit nicht über das nominale System erreicht wird. Mit den *gi*-Verben eröffnet sich eine zweite (und deutlich ältere) Möglichkeit, den funktionalen Teilbereich der Definitheit zu realisieren. Da sich der germanische Verbalaspekt (s.o.) im Althochdeutschen allerdings bereits in Auflösung befand, stellt sich die Frage, inwiefern man bei Otfrid überhaupt noch von einem verbalen Definitheitssystem sprechen kann. Das Ergebnis der Auswertung aller 144 im Korpus erscheinenden *gi*-Verben ist allerdings ein überraschendes:

Tab. 12: *gi*-Verben als Definitheitmarker.

<i>gi</i> -Verben							
Einfache Definitheit		Doppelte Definitheit mit Artikel		Doppelte Definitheit mit Demonstrativ		Gesamt	
116	81%	6	4%	22	15%	144	100%

Nur in 6 Fällen gelingt es einem perfektiven Verb, ein determiniertes Objekt zu fordern. Aufgrund dieser geringen Belegzahl ist es kaum möglich, Tendenzen in Bezug auf die syntaktische Beschaffenheit der Abweichungserscheinungen abzulesen. Auffällig ist nur die offensichtliche Genitivaffinität dieser vermeintlichen Inkonsistenzen. Die zentrale Rolle des Genitivs bei der Verwendung des bestimmten Artikels in der deutschen Sprachgeschichte wurde schon von OUBOUZAR (1989: 574) erkannt, ohne jedoch eine Erklärung für dieses Phänomen zu haben. Die ursprünglich ikonische Markierung definitiver und indefinitiver Genitivphrasen über die Serialisierung wurde im Verlauf des Althochdeutschen aufgegeben. Der Artikel erscheint aber im Einflussbereich eines perfektiven Verbs nur dann, wenn dieses keinen semantisch äquivalenten Aspektpartner in Form eines Objekts zur Verfügung hat (vgl. LEISS 2000: 187). Wenn sich nun bereits die Möglichkeit, Definitheit (und auch Partitivität) eines Genitivobjekts über die Satzstellung zu kodieren, im Althochdeutschen langsam aufzulösen beginnt, wäre es nur logisch, wenn gerade diese Fälle ein Einfallstor des bestimmten Artikels in der Umgebung von perfektiven Verben wären. Am Beispiel Otfrids wird allerdings deutlich, dass für das 9. Jahrhundert viel mehr Datenmaterial ausgewertet werden muss, um derartige Tendenzen genauer nachprüfen zu können.

Doppelte Definitheit wird deutlich öfter in Verbindung mit dem Demonstrativpronomen als mit dem Artikel erreicht. 22 Mal erscheint ein perfektives Verb mit einem Demonstrativpronomen in Objektposition, die Artikelblockade der *gi*-Verben kommt hier offensichtlich nicht zum Tragen. Dies ist zumindest ein weiterer Hinweis dafür, dass die Entwicklung des definiten Artikels schon so weit vom Demonstrativpronomen weggeführt hat, dass das grammatische System klare Unterscheidungen treffen kann. Allerdings markiert ein Demonstrativpronomen ebenso wie der Artikel sowohl Definitheit als auch Individualisierung. Wenn diese Aufgaben auch von einem perfektiven Verb übernommen werden können, müsste das Demonstrativpronomen in solchen Fällen eine funktionale Leerstelle besetzen. Seine Aufgabe bestünde lediglich darin, Wortwiederholungen zu vermeiden.

Möglicherweise ist seine modifizierte Funktion aber auch in einem anderen grammatischen Wirkungsgebiet zu verorten, das der Artikel und das perfektive Verb nur bedingt erreichen können. Infrage kommt dabei etwa die indexikalische Semantik. Ein Demonstrativpronomen unterscheidet sich vom definiten Artikel im Grad seiner deiktischen Potenz. Auch der definite Artikel besitzt im frühesten Althochdeutschen, etwa bei Isidor, noch eine deutlich stärkere Verweisfunktion als in späteren Zeiten (vgl. SCHRODT 2004: 24). Das Demonstrativpronomen hingegen behält seinen deiktischen Charakter bei. Wenn nun die Definitheit und die Individualisierung eines vorerwähnten Substantivs oder Sachverhaltes über das *gi*-Verb realisiert werden, reduziert sich die Funktion des Demonstrativpronomens auf einen zusätzlichen emphatisch aufgeladenen Verweis. Das Resultat ist ein bloßer Deixis-Marker, der den Grad der verstärkten Bezugnahme auf die bereits geschilderten Umstände anzeigen kann, wozu weder Artikel noch verbale Definitheit fähig sind. Ob das Demonstrativpronomen ähnlich wie der Genitiv aber als „Steigbügelhalter“ des bestimmten Artikels in Verbindung mit perfektiven Verben anzusehen ist, bleibt fraglich.

Die Anzahl der Belege für das regelkonforme Setzen eines *gi*-Verbes und der damit verbundenen einfachen Definitheit stellt die absolute Mehrheit (81%) unter den perfektiven Verben dar. Es ist also keineswegs davon auszugehen, dass Mitte des 9. Jahrhunderts die Erosion des Verbalaspekts bereits ein fortgeschrittenes

Stadium erreicht hat, vielmehr zeigt sich das Althochdeutsche in Otfrids Evangelienharmonie diesbezüglich sehr konservativ. Allerdings beschränkt sich dieser Befund lediglich auf die Funktion des Verbalaspekts und sagt nichts über den generellen Abbau von Aspektpaaren im Alt- und Mittelhochdeutschen (vgl. LEISS 2000: 154).

6 Fazit und Ausblick

Mit der Auswertung der bestimmten Artikel und der perfektiven Verben wurden zwei verschiedene Möglichkeiten zur Realisierung eines Definitheitssystems untersucht. Die Ergebnisse bestätigen, dass es sich dabei um eine vermutete Kooperation und weniger eine Konkurrenz beider Teilsysteme handelt. Zu funktionalen Überlagerungen kommt es selten, da der Artikel im Althochdeutschen vorwiegend in anaphorischer Funktion verwendet wird, was durch die präferierte Stellung in Subjektposition nachgewiesen werden konnte. Der Verbalaspekt wirkt jedoch nur im Bereich der Objekte, weswegen Überschneidungen der jeweiligen Einflussbereiche nur selten vorkommen. Anders als erwartet zeigt sich das verbale Definitheitssystem und damit der germanische Verbalaspekt auch noch bei Otfrid als durchaus lebendig, das vermehrte Auftreten des definiten Artikels im 9. Jahrhunderts ist jedenfalls nicht nur auf einen Aspektverfall im verbalen Bereich zurückzuführen. Um dieser Frage nachzugehen, müssen vorrangig der anaphorische und der individualisierende Artikel näher untersucht und mit dem nominalen Aspekt in Zusammenhang gebracht werden. Die bloße Annahme, dem Artikelzuwachs im Althochdeutschen liege der Aspektverfall zugrunde, beschreibt den tatsächlichen Sachverhalt nur oberflächlich. Der Niedergang des Verbalaspekts war vorrangig für die Ausbildung eines nichtanaphorischen Artikels verantwortlich und verstärkte die Tendenz der Hyperdetermination bis hin zum Neuhochdeutschen, da der Definitheitsgrad der Objekte nicht mehr über perfektive Verben gesteuert werden konnte. Da der Aspekt als Basiskategorie anzusehen ist und zudem stammnah am betreffenden Verb realisiert wurde, war der Zusammenbruch des voralthochdeutschen Systems nicht nur Auslöser der Artikelgenese, sondern führte auch zu einer grundlegenden Neustrukturierung des gesamten Verbalbereiches und einer konsequenten Zerschlagung der alten synthetischen Verbalformen (vgl. LEISS 1992: 287).

Angesichts der Tatsache, dass die Distribution des althochdeutschen Artikels eine ähnliche ist wie jene des mittelhochdeutschen, bietet HARTMANN'S Untersuchung zum bestimmten Artikel in „Morant und Galie“ Anknüpfungspunkte für weitere Erhebungen. So finden sich Hinweise auf eine deutliche Affinität des Artikels zum Genitiv- und Dativobjekt im Vergleich zum Akkusativobjekt (vgl.

HARTMANN 1967: 40–42). OUBOUZAR 1989 beschreibt ebenso einen kontinuierlichen Ausbau der Artikel in Nominalphrasen mit Genitiv ab dem Althochdeutschen. Eine weitere Kategorisierung der determinierten Objekte des Korpus nach Kasus könnte vermutlich Licht auf jene Teilbereiche der Artikelgenese werfen, die in dieser Arbeit im Dunkeln blieben und damit den Status des sich im Abbau befindlichen Aspektsystems besser veranschaulichen. Der Genitiv als Objektkasus steht jedoch erst im Mittelhochdeutschen nach der Verdrängung des Verbalaspekts in voller Blüte (vgl. ABRAHAM 1997: 57). Bei Otfrid ist aufgrund des intakten verbalen Aspektsystems diesbezüglich noch ein ausgeglichenes Bild zu erwarten.

REINULF NEUMANN 1967 befasst sich in seiner Arbeit zum bestimmten Artikel und seinen Funktionen im Tatian unter anderem mit der überwältigenden Mehrheit der maskulinen Substantive mit Artikel im Gegensatz zu den spärlich determinierten Formen im Femininum und Neutrum. So sind alleine bei den Belegen im Nominativ Singular die Maskulina mit über 80% Anteil vertreten (vgl. NEUMANN 1967: 4). Offensichtlich ist auch das Genus ein Klassifikationsmerkmal, das bei der Artikelemergenz nicht außer Acht gelassen werden darf. Auf den Umstand, dass der Artikel im Althochdeutschen je nach Genus dazu fähig ist, den Skopus eines Substantivs einzuschränken oder auszuweiten (vgl. LEISS 2000: 169), konnte bei der Erhebung ebenfalls nicht eingegangen werden. Es ist aber zu erwarten, dass auch im bearbeiteten Korpus Maskulina die eindeutige Mehrzahl der determinierten Substantive stellen. Leider ist aus der vorhandenen Forschungsliteratur nicht abzuleiten, ob sich das neue Demonstrativpronomen des Althochdeutschen ähnlich wie im Gotischen zuerst beziehungsweise verstärkt im Maskulinum entwickelt hat, da für die althochdeutschen Grammatiken ein Textmaterial von drei Jahrhunderten ausgewertet wurde und dementsprechend wenig über einen synchronen Zustand der Pronominalentwicklung gesagt werden kann. Dafür müsste erneut lediglich ein Text auf Belege untersucht und die Zahlen in Relation zueinander gesetzt werden. Gerade die Evangelienharmonie würde sich auch dafür eignen, da die Entwicklung eines sekundären Demonstrativpronomens im 9. Jahrhundert ein noch besonders junges Phänomen darstellt.

In dieser Arbeit wurden zwei germanische Sprachen miteinander verglichen: das Gotische und das Althochdeutsche. Dabei konnten einige Parallelen in Bezug auf die Definitheitssysteme gezogen, aber auch auffällige Unterschiede hinsichtlich der Artikeldistribution ausgemacht werden. Dadurch wurde klar, dass ein homogenes gesamtgermanisches Artikelsystem kaum existiert haben kann. Gemeinsam sind beiden Sprachen der Aspektschwund und die Grammatikalisierung eines definiten Artikels aus dem Demonstrativpronomen. Im Gegensatz zum Gotischen entwickelte das Althochdeutsche allerdings auch einen höchst erfolgreichen anaphorischen Artikel, dessen primäres Motiv die explizite Kodierung jeglicher Definitheit war. Dadurch wurde zunehmend nominale Definitheit überall dort signalisiert, wo es nicht unbedingt notwendig gewesen wäre (vgl. Leiss 2000: 195–196). Der Zusammenhang von Anaphorik und Hyperdetermination ist offensichtlich. Die übergeneralisierende Verwendung des anaphorischen Artikels führte schlussendlich zu Determinierung nicht-prototypischer Substantive. Diese Entwicklung setzt sich im Neuhochdeutschen mit der zunehmenden Artikelsetzung vor Eigennamen fort, die ohnehin schon im höchsten Maße definit sind. Wohin die Reise des Artikels in Zukunft geht, lässt also bereits ein Blick auf die oberdeutschen Dialekte erahnen. Insbesondere dem Bairischen kommt dabei eine Vorreiterrolle zu.

7 Literaturverzeichnis

- ABRAHAM, WERNER (1997): The interdependence of case, aspect and referentiality in the history of German. The case of the verbal genitive. In: KEMENADE, ANS VAN / VINCENT, NIGEL (Hg.): Parameters of morphosyntactic change. Cambridge: Cambridge University Press, 29–508.
- BEHAGHEL, OTTO (1909): Beziehungen zwischen Umfang und Reihenfolge von Satzgliedern. In: Krumbacher, Karl (Hg.): Indogermansiche Forschungen 25. Straßburg: Trübner, 110–142.
- BEHAGHEL, OTTO (1923): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Band I. Die Wortklassen und Wortformen. Heidelberg: Carl Winter.
- BELL, ROBERT MOWRY (1907): Der Artikel bei Otfrid. Diss. an der Universität Leipzig.
- BERGMANN, ROLF / KOLB, HERBERT / TIEFENBACH, HEINRICH (1987): Althochdeutsch 1: Grammatik, Glossen und Texte. Heidelberg: Carl Winter (Germanische Bibliothek XI).
- BERGMANN, ROLF / MOULIN, CLAUDINE / RUGE, NIKOLAUS (2011): Alt- und Mittelhochdeutsch. Arbeitsbuch zur Grammatik der älteren deutschen Sprachstufen und zur deutschen Sprachgeschichte. 8. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- BETTEN, ANNE (1987): Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Tübingen: Max Niemeyer.
- BINNIG, WOLFGANG (2004): Der Quellenwert des Gotischen für die sprachgeschichtliche Beschreibung der älteren Sprachstufen des Deutschen. In: BESCH, WERNER / BETTEN, ANNE / REICHMANN, OSKAR / SONDEREGGER, STEFAN (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 4. Teilband. Berlin / New York: Walter de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 4), 973–979.

- BLUMENTHAL, DIANE DITTMAR (1968): Johann Michael Moscherosch and his Use of Verbs with the Prefix Ge-. Diss. of the University of Pennsylvania.
- BRAUNE, WILHELM / HEIDERMANNS, FRANK (2004): Gotische Grammatik. Mit Lesestücken und Wörterverzeichnis. 20. Auflage. Tübingen: Max Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte I).
- BRAUNE, WILHELM / REIFFENSTEIN, INGO (2004): Althochdeutsche Grammatik I. Laut- und Formenlehre. 15. Auflage. Tübingen: Max Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte V/1).
- BRUGMANN, KARL (1904): Die Demonstrativpronomina. Leipzig.
- DEBUS, FRIEDHELM (1980): Onomastik. In: ALTHAUS, HANS PETER / HENNE, HELMUT / WIEGAND, HERBERT ERNST (Hg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Auflage. Tübingen: Max Niemeyer.
- DIEWALD, GABRIELE (2002): A model for relevant types of contexts in grammaticalization. In: WISCHER, ILSE und DIEWALD, GABRIELE (Hg.): New Reflections on Grammaticalization. International Symposium. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins 2002, 103–120.
- DIEWALD, GABRIELE (2008): Konstruktionen in der diachronen Sprachwissenschaft. In: FISCHER, KERSTIN (Hg.): Konstruktionsgrammatik 1. Von der Anwendung zur Theorie. 2. Auflage. Tübingen: Stauffenburg, 79–103.
- EBERT, ROBERT PETER / REICHMANN, OSKAR / SOLMS, HANS-JOACHIM / WEGERA, KLAUS-PETER (1993): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen: Max Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte XII).
- EGGENBERGER, JAKOB (1961): Das Subjektspronomen im Althochdeutschen. Ein syntaktischer Beitrag zur Frühgeschichte des deutschen Schrifttums. Chur: Sulser.
- EISENBERG, PETER (1994): Grundriß der deutschen Grammatik. 3. Auflage. Stuttgart / Weimar: Metzler.
- ERDMANN, OSKAR (1876): Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otrfrids. Die Formationen des Nomens. Halle: Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

- ERDMANN, OSKAR (1962): Otfrids Evangelienbuch. 4. Auflage. Tübingen: Max Niemeyer.
- FEUILLET JACK (1993): Grammaire structurale de l'Allemand. Bern: Peter Lang.
- FEUILLET, JACK (1995): Die aspektuellen Oppositionen im Gotischen. In: FAUCHER, EUGÈNE / MÉTRICH, RENÉ / VUILLAUME, MARCEL (Hg.): Signans und Signatum. Auf dem Weg zu einer semantischen Grammatik. Festschrift für Paul Valentin zum 60. Geburtstag. Tübingen: Narr, 121–129.
- GRÄF, HEINRICH (1905): Die Entwicklung des deutschen Artikels vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen. Diss. an der Universität Giessen.
- GRAFF, EBERHARD GOTTLIEB (1831): Krist. das älteste, von Otfrid im neunten Jahrhundert verfaßte hochdeutsche Gedicht: nach den drei gleichzeitigen, zu Wien, München und Heidelberg befindlichen Handschriften; mit einem Facsimile aus ieder der drei Handschriften. Königsberg: Bornträger.
- GREULE, ALBRECHT (1982): Valenz, Satz und Text. Syntaktische Untersuchungen zum Evangelienbuch Otfrids von Weißenburg auf der Grundlage des Codex Vindobonensis. München: Fink.
- GREULE, ALBRECHT (2000): Syntax des Althochdeutschen. In: BESCH, WERNER / BETTEN, ANNE / REICHMANN, OSKAR / SONDEREGGER, STEFAN (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 4. Teilband. Berlin / New York: Walter de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 4), 1207–1213.
- GRIMM, JACOB (1967): Deutsche Grammatik. Herausgegeben von ROETHE, GUSTAV und SCHRÖDER, EDWARD. Hildesheim: Georg Olms.
- GRØNVIK, OTTAR (1995): Über die Herkunft der Krimgoten und der Goten der Völkerwanderungszeit. Eine sprachlich-kritische Beurteilung der Gotenfrage. In: ASKEDAL, JOHN OLE / BJORVAND, HARALD (Hg.): Drei Studien zum Germanischen in alter und neuer Zeit. Odense: Odense University Press (NOWELE. Supplement vol. 13), 69–93.

- GRØNVIK, OTTAR (1998): Untersuchungen zur älteren nordischen und germanischen Sprachgeschichte. Frankfurt: Europäischer Verlag der Wissenschaften. (Osloer Beiträge zur Germanistik 18).
- GROSZ, BARBARA J. / JOSHI, ARAVIND K. / WEINSTEIN, SCOTT (1995): Centering. A framework for modeling the local coherence of discourse. In: Hirschberg, Julia (Hg.): *Computational Linguistics* 21. Cambridge (Massachusetts): Association for Computational Linguistics and MIT Press, 203–226.
- HARTMANN DIETRICH (1967): Studien zum bestimmten Artikel in ‘Morant und Galie’ und anderen rheinischen Denkmälern des Mittelalters. Gießen: Schmitz (Beiträge zur deutschen Philologie 38).
- HEINE, BERND / CLAUDI, ULRIKE / HÜNNEMEYER, FRIEDERIKE (1991): *Grammaticalization. A Conceptual Framework*. Chicago: University Press.
- HIMMELMANN, NIKOLAUS (1997): Deiktikon, Artikel, Nominalphrase. Zur Emergenz syntaktischer Struktur. Tübingen: Max Niemeyer (Linguistische Arbeiten 362).
- HIMMELMANN, NIKOLAUS (2001): Articles. In: Haspelmath, Martin (Hg.): *Language Typology and Language Universals / Sprachtypologie und sprachliche Universalien / La Typologie des Langues et les Universaux Linguistiques*. Berlin / New York: Walter de Gruyter, 831–841.
- HOPPER, PAUL / TRAUGOTT, ELISABETH (2006): *Grammaticalization*. Cambridge: University Press.
- JÄGER, PAUL (1917): Der Gebrauch des bestimmten Artikels bei Isidor und Tatian vergleichend dargestellt. Diss. an der Universität Leipzig.
- JELLINEK, MAX HERMANN (1926): *Geschichte der gotischen Sprache*. Berlin / Leipzig: Walter de Gruyter.
- JOHNSON GAIL PERKINS (1976): *The Development of the Definite Article in Old Norse*. Diss. of The University of Rochester.
- JUNTUNE, THOMAS WILLIAM (1969): *Comparative Syntax of the Verb Phrase in Old High German and Old Saxon*. Diss. of The University of Princeton.

- KLEIBER, WOLFGANG / HELLGARDT, ERNST (2004): *Otfrid von Weißenburg. Evangelienbuch. Band I: Edition nach dem Wiener Codex 2687*. Tübingen: Max Niemeyer.
- KLINGENSCHMITT, GERT (1987): *Erbe und Neuerung beim germanischen Demonstrativpronomen*. In: BERGMANN, ROLF / KOLB, HERBERT / TIEFENBACH, HEINRICH (Hg.): *Althochdeutsch 1: Grammatik, Glossen und Texte*. Heidelberg: Carl Winter (Germanische Bibliothek XI), 169–189.
- KOVARI, GEOFFREY (1984): *Studien zum germanischen Artikel. Entstehung und Verwendung des Artikels im Gotischen*. Wien: Karl M. Halosar.
- KRAUSE, WOLFGANG (1968): *Handbuch des Gotischen. 3. Auflage*. München C.h. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
- LABOV, WILLIAM (2010): *Principles of linguistic change. Volume 1: internal factors. 2. Auflage*. Oxford / Cambridge: Blackwell (Language in Society 20).
- LAUSBERG, HEINRICH (1972): *Romanische Sprachwissenschaft III. Formenlehre. 2. Auflage*. Berlin / New York: Walter de Gruyter.
- LEHMANN, CHRISTIAN (1995): *Thoughts on grammaticalization. Revised and expanded version*. München / Newcastle: John Benjamins.
- LEHMANN, WINFRED (1994): *Gothic and the Reconstruction of Proto-Germanic*. In: KÖNIG, EKKEHARD / VAN DER AUWERA, JOHAN (Hg.): *The Germanic Languages*. London / New York: Taylor & Francis, 19–37.
- LEISS, ELISABETH (1992): *Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung*. Berlin / New York: Walter de Gruyter (Studia Linguistica Germanica 31).
- LEISS, ELISABETH (2000): *Artikel und Aspekt. Die grammatischen Muster von Definitheit*. Berlin / New York: Walter de Gruyter (Studia Linguistica Germanica 55).
- MARTENS, HEINRICH (1863): *Die verba perfecta in der nibelungendichtung*. In: *Zeitschrift für Vergleichende Sprachforschung* 12, 31–41 und 321–335.

- MASLOV, JURIJ (1959): Zur Entstehungsgeschichte des slavischen Verbalaspektes. In: KOSTA, PETER et. al. (Hg.): Zeitschrift für Slawistik 4. Berlin: Akademie-Verlag, 560–568.
- MOSSÉ, FERNAND (1925): Le renouvellement de l'aspect en germanique. In: VENDRYES, JOSEPH (Hg.): Mélanges linguistiques. Paris: Société de linguistique de Paris.
- NEMITZ, WERNER (1962): Zur Erklärung der sprachlichen Verstöße Otfrids von Weissenburg. In: Schröbler, Ingeborg / Boor, de Helmut (Hg.): Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 84. Tübingen: Max Niemeyer, 358–432.
- NEUMANN REINULF (1967): Der bestimmte Artikel *ther* und *thie* und seine Funktionen im althochdeutschen Tatian. Gießen: Schmitz (Beiträge zur deutschen Philologie 37).
- NÜBLING, DAMARIS / DAMMEL, ANTJE / DUKE, JANET / SZCZEPANIAK, RENATA (2010): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. 3., überarbeitete Auflage. Tübingen: Narr.
- OUBOUZAR, ERIKA (1989): L'évolution des déterminatifs dans le groupe nominal en vieux-haut-allemand. Thèse d'État. Paris: A.N.R.T
- OUBOUZAR, ERIKA (1992): Zur Ausbildung des bestimmten Artikels im Althochdeutschen. In: DESPORTES, YVON (Hg.): Althochdeutsch. Syntax und Semantik. Akten des Lyonner Kolloquiums zur Syntax und Semantik des Althochdeutschen (1–3. März 1990). Lyon: Centre d'études linguistiques Jacques Goudet (Série germanique ancien 1).
- RICE, ALLAN LAKE (1932): Gothic Prepositional Compounds in their Relation to their Greek Originals. Philadelphia: Linguistic Society of America (Language Dissertations XI).
- SAUVAGEOT, AURÉLIEN (1929): L'emploi de l'article en Gotique. Thèse complémentaire présentée à la Faculté des Lettres de Paris. Paris: Libraire ancienne honoré champion.

- SCHLEICHER, AUGUST (1855): Das futurum im deutschen und slawischen. In: Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen 4. Berlin / Gütersloh: Dümmler, 187–197.
- SCHMELLER, JOHANN ANDREAS (1830): Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie. Poema Saxonicum Seculi Noni. Accurate expressum ad exemplar Monacense insertis e Cottoniano Londoniensi supplementis nec non adiecta lectionum varietate. Stuttgart / Tübingen: Cotta.
- SCHRODT, RICHARD (2004): Althochdeutsche Grammatik II. Syntax. Tübingen: Max Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte V/2).
- SCHÜTZEICHEL, RUDOLF (2006): Althochdeutsches Wörterbuch. 6. Auflage, überarbeitet und um Glossen erweitert. Tübingen: Max Niemeyer.
- SEEBOLD, ELMAR (1984): Der postponierte Artikel in den nordgermanischen Sprache. In: UNTERMANN, JÜRGEN / BROGYANYI, BELA (Hg.): Das Germanische und die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache. Akten des Freiburger Kolloquiums der Indogermanischen Gesellschaft. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins (Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science 22), 155–179.
- STREITBERG, WILHELM (1891): Perfective und imperfective Actionsart im Germanischen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 15. Halle: Max Niemeyer, 70–177.
- STREITBERG, WILHELM (1920): Gotisches Elementarbuch. 5/6. Auflage. Heidelberg: Carl Winter (Germanische Bibliothek. I. Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher. I. Reihe: Grammatiken. Zweiter Band).
- STREITBERG, WILHELM (2000): Die gotische Bibel. Band 1. Der gotische Text und seine griechische Vorlage. Mit Einleitung, Lesarten und Quellennachweisen sowie den kleineren Denkmälern als Anhang. 7. Auflage. Heidelberg: Carl Winter.
- SZCZEPANIAK, RENATA (2011): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. 2. Auflage. Tübingen: Narr.

Titus = Thesaurus Indogermanischer Text- und Sprachmaterialien

URL: www.titus.uni-frankfurt.de

O: URL: <http://titus.uni-frankfurt.de/texte/etcs/germ/ahd/otfrid/otfri.htm>

T: URL: <http://titus.uni-frankfurt.de/texte/etcs/germ/ahd/tatian/tatia.htm>

I: URL: <http://titus.uni-frankfurt.de/texte/etcs/germ/ahd/isidor/isido.htm>

(aufgerufen am: 21.04.2014)

TRNKA, BOHUMIL (1929): Some Remarks on the Perfective and Imperfective Aspects in Gothic. In: SCHRIJNEN, JOSEF (Hg.): *Donum natalicum Schrijnen*. Nijmegen: Dekker & Van de Vegt, 496–500.

WERNER, OTMAR (1984): Morphologische Entwicklungen in den germanischen Sprachen. In: UNTERMANN, JÜRGEN / BROGYANYI, BELA (Hg.): *Das Germanische und die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache*. Akten des Freiburger Kolloquiums der Indogermanischen Gesellschaft. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins (Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science 22), 181–226.

ZALUSKA-STRÖMBERG, APOLONIA (1982): *Grammatik des Altisländischen*. Mit Lesestücken und Glossar. Hamburg: Helmut Buske.

8 Zusammenfassungen

8.1 Deutsch

Die vorliegende Arbeit zur althochdeutschen Artikelemergenz bietet einen Einblick in die unterschiedlichen Strategien der Definitheitsmarkierung der ältesten belegten deutschen Sprachstufe, darüber hinaus auch in jene der vorschriftlichen Verhältnisse. In diesem Ausmaß bislang noch nie zuvor realisiert, wurde mittels quantitativer Methoden versucht, anhand eines größeren Textkorpus in Form von 1000 ausgewählten Versen der „Evangelienharmonie“ Otfrids von Weissenburg die ursprünglich bedeutsame Verbindung zwischen syntaktischen Positionen von Artikeln und innersprachlichen Bezugselementen nachzuweisen. Die Auswertung der empirischen Daten ergab, dass sich die bereits im frühen 20. Jahrhundert aufgestellte und in weiterer Folge stark umstrittene These eines anaphorischen Artikelsystems im Althochdeutschen insofern bestätigen lässt, als die vermutete Affinität zum Subjekt als prototypische Position des Agens durch das vorgelegte Zahlenmaterial sichtbar wurde. Darüber hinaus zeigte sich, dass der im Althochdeutschen aufkommende Artikel nicht zwingendermaßen in Konkurrenz zu den alten Definitheitssystemen steht, sondern auch mit diesen kooperieren kann. Besonders der sich in Auflösung befindliche germanische Verbalaspekt ist im untersuchten Korpus noch lebendig und erfüllt in den meisten Fällen dort seine Aufgabe als Definitheitsmarker, wo der Artikel nicht erscheint.

8.2 Englisch (*Abstract in English*)

This thesis on the emergence of articles in Old High German offers an insight into the various strategies to mark definiteness in the oldest documented period in German linguistic history, while also providing a description of the linguistic situation before written records began. Never before researched on such a scale, this study applies quantitative methods in an attempt to establish the initially significant connection between the syntactic position of articles and intralinguistic antecedents with the aid of a considerable text corpus comprising some 1000 selected verses of the “Evangelienharmonie” by Otfrid von Weissenburg. Analysis of the empirical data reveals that the theory of an anaphoric article framework in Old High German, which was postulated as early as the beginning of the 20th century

and which was subsequently deemed highly controversial, can indeed be confirmed to the extent that the conjectured affinity to the subject as the prototypical position of the agent has become apparent as a result of the numerical data here presented. Furthermore, it could be proven that the emerging article in Old High German was not necessarily in competition with earlier systems of definiteness, but rather was also able to concur with them. Notably, the Germanic verbal aspect – which was dying out at this time – was very much alive in the corpus here analysed and, in most of these cases, continues to perform its role as a marker of definiteness in those clauses in which no article is present.

9 Anhang

9.1 Korpusbelege

9.1.1 Subjekte (determiniert)

L 1	Lúdownig ther snéllu
L 1	thes wísdwames fóllu
L 4	thiu sin giwált ellu
L 11	al thaz gidráhti
L 12	thiu sinu thínq ellu
L 17	ther selbo Fránko
L 18	ther selbo édilinc
L 96	thiu éwiniga súnna
S 3	thio bíscofa
S 9	thio iuo wízzi
S 14	thio húldi
S 15	thio íues selbes gúati
S 27	thes mannes júngoro
S 28	ther zúhtari gúato
S 29	Pétrus ther rícho
S 32	Kríst ther gúato
S 44	thia sálida
S 47	Sélbo Krist ther guato
I.I 41	thie fúazi
I.I 42	thiu régula
I.I 58	thie líut
I.I 64	thie thégana alle
I.II 2	thiu arma múater min
I.II 2	eigan thiu
I.II 10	thiu selba héili
I.II 45	thaz nist
III.XIV 3	thie scríptora fiari
III.XIV 15	thiu ménigi
III.XIV 16	thie selbun líuti

- III.XIV 22 thaz blúat
III.XIV 28 brúnno thes blúates
III.XIV 36 thia kraft
III.XIV 38 thiu selba dát sin
III.XIV 53 thiu díufilir
III.XIV 55 Thie síechun
III.XIV 105 thio líuti
III.XIV 116 thiu ménigi
III.XIV 120 thio ármilichun brústi
V.XXIII 7 thia súnta
V.XXIII 33 thes hímilriches gúat
V.XXIII 34 thes hímilriches scóni
V.XXIII 40 thes líobes smerza
V.XXIII 43 thie gótes thegana
V.XXIII 46 thaz múat
V.XXIII 65 thía meina
V.XXIII 67 thaz mánagfalta ser
V.XXIII 68 thes líchamen quísti
V.XXIII 69 thie líchamon dóte,
V.XXIII 70 thio séla filu ríche .
V.XXIII 90 ther wízod
V.XXIII 111 thio brústi
V.XXIII 119 thiu brúaderscaf
V.XXIII 120 caritas thiu díura
V.XXIII 124 thio iro gúati
V.XXIII 127 thaz gifúari
V.XXIII 128 thiu thriu
V.XXIII 135 thia fríst
V.XXIII 143 thio érerun gilústi,
V.XXIII 144 thes huasten
V.XXIII 149 ther úbilo githánk
V.XXIII 167 Thio frúma
V.XXIII 201 Thaz spil

V.XXIII 228	thia mína redina
V.XXIII 246	thiu fréwi
V.XXIII 265	thiu hélla
V.XXIII 275	Thia bluat
V.XXIII 275	thia érda fuarit
V.XXIII 276	thia scón
V.XXIII 277	Ther stánk
V.XXIII 277	thaz éwiniga gúat
V.XXIII 291	thiu wúnna
V.XXIII 291	thaz gúat
V.XXV 17	Thes selben thíonostes giwált
V.XXV 37	Ther hóldo thin
V.XXV 45	thaz giscríb min
V.XXV 50	thaz gúata
V.XXV 51	thie gótes thegana,
V.XXV 53	thes gúaten willen fólle
V.XXV 54	thie selbun drúta sine
V.XXV 57	thiu smérza
V.XXV 69	Hierónimus ther máro
V.XXV 79	thiu thínge ellu
V.XXV 81	Thie einun
V.XXV 82	thie ándere
V.XXV 83	Thie gúate
V.XXV 85	Thie andere álle
V.XXV 86	thiu fríst
H 23	thie ándere
H 31	ther ánder
H 35	ther gúato
H 36	thero wérko
H 36	ther ánder
H 43	thiu fórahta
H 57	thiu wórolt
H 62	thiu worolt

H 70	thiu kráft	
H 75	Ábraham ther máro	
H 84	ther selbo níd	
H 85	thie liuti	
H 89	thio búah	
H 107	thiu worolt	
H 109	thiu fára	
H 126	thie búah	
H 129	Mínna thiu díura	
H 139	Thia mílti	
H 140	thiu bosa	
H 157	then sé	
H 163	thie síne	
H 166	thiu éwiniga heili	(109)

9.1.2 Subjekte (undeterminiert)

L 3	sin giwalt	
L 15	hérza filu fésti	
L 26	sin githígini	
L 77	dága sine	
S 8	iuer húgu	
S 16	íueraz giráti	
S 16	nales míno dati	
S 24	wórtes	
S 24	gúates	
I.I 42	zít	
I.I 42	gótes selbes brédiga	
I.I 46	gótes thegana	
I.I 51	Krístes wort	
I.I 51	drúta sine	
I.I 79	ménnisgon álle	
V.XXIII 33	jámaragaz múat	
V.XXIII 35	fílu manno	
V.XXIII 63	iro múat	

V.XXIII 91	wewo	
V.XXIII 91	séro	
V.XXIII 92	stúnta filu suáro	
V.XXIII 93	Ummézzigaz sér	
V.XXIII 112	ubil múat	
V.XXIII 127	mán	
V.XXIII 175	sáng sconaz	
V.XXIII 213	thin séla	
V.XXIII 224	sprácha	
V.XXIII 273	lília	
V.XXIII 273	rósa	
V.XXIII 289	Sines sélbes sconi	
V.XXIII 289	állaz sin gizámi	
V.XXV 57	úbil herza	
V.XXV 77	iro frávoli	
V.XXV 78	iro wílló úbiler	
V.XXV 80	úbile	
V.XXV 80	gúate	
H 88	búah	
H 141	Evangélion	(38)

9.1.3 Objekte (determiniert)

L 6	thaz gúat
L 6	thaz múat
L 29	thio gúati
L 34	thero fíanto fára
L 35	láz imo thie dága sin
L 45	thia gúati
L 49	then ház
L 50	al thie fíanta
L 56	théra Davídes slahtu
L 59	thie gótes liuṭi
L 64	thaz ríhi
L 75	thaz múat sin

L 84	thera selbun kúninginna
L 92	thiu éwinigun gótes jar
L 93	thaz sin múat
L 93	thaz éwiniga gúat
S 7	thes lésannes
S 11	thes mánagfalten gúates
S 14	in thén thingon
S 36	thaz sinaz mánagfalta gúat
S 37	thes hohen hímilriches
S 38	ther gúato
S 42	thaz gimúati
S 48	thes éwinigen gúates
I.I 4	thio iro chúanheiti
I.I 5	thaz dúam
I.I 9	thio búah
I.I 17	Thie dáti
I.I 18	thera díhta
I.I 21	thie fúazi,
I.I 22	thie léngi
I.I 22	thie kúrti
I.I 24	thie fúazi
I.I 32	thaz sínaz
I.I 36	thia ríhti
I.I 46	thie regula
I.I 92	ther líut
I.I 108	thia búah
I.I 115	thes selben ádeilo
I.II 4	in thia zúngun mina
I.II 8	thero sínero wortó
I.II 20	thia súnta
I.II 23	Then wan
I.II 23	thaz hérza
I.II 26	thera thínera giscefti

I.II 29	ther wídarwerto thín
I.II 34	thes líutes
I.II 36	thiu wórt
I.II 47	theru thínera giscefti
III.XIV 7	thes héresten dóhter
III.XIV 19	thia drádun ekord éina
III.XIV 20	thaz méra
III.XIV 24	thes giwates
III.XIV 28	thes gúates
III.XIV 29	thia héili
III.XIV 41	thiu wérk
III.XIV 43	Thero drúhtines wérko
III.XIV 50	thaz gizámi
III.XIV 50	thia fruma
III.XIV 56	ál thio suhti
III.XIV 57	then wínton
III.XIV 57	then undon
III.XIV 60	thaz zéichan
III.XIV 69	thia súnta
III.XIV 70	thio iro míssidati
III.XIV 88	then líutin
III.XIV 91	thia málaha
III.XIV 100	thero wóroltliuto míata
III.XIV 106	thes férahes
III.XIV 108	then díufal
III.XIV 118	thaz gúat
III.XIV 119	thio gúati
V.XXIII 4	thie síne leitta
V.XXIII 9	thio árabeiti
V.XXIII 13	thaz gimúati
V.XXIII 20	álla thio scóni
V.XXIII 39	thaz múat
V.XXIII 43	thaz gúat

- V.XXIII 44 thia gotes gúallich
V.XXIII 50 thes líebes
V.XXIII 71 thaz filu mánagfalta gúat
V.XXIII 72 thes hímilriches thíggen
V.XXIII 75 thio úbili
V.XXIII 79 therero árabeito
V.XXIII 81 thaz gimúati
V.XXIII 87 thie gúate
V.XXIII 114 thes gúates
V.XXIII 179 thero éngilo sank
V.XXIII 180 thén warbon
V.XXIII 212 thaz guata mánagfalta
V.XXIII 225 thes lóbes
V.XXIII 248 thera sínera selbun héili
V.XXIII 253 thaz blida múat
V.XXIII 254 thaz sinaz fráwa herza
V.XXIII 265 Then tód
V.XXIII 278 thie gótes thegana
V.XXIII 278 thie gótes liobon
V.XXIII 280 thie drúta sine
V.XXIII 291 thaz múat
V.XXIII 293 then dróst
V.XXIII 293 thero éngilo thíonost
V.XXV 5 then segal
V.XXV 27 thaz gidráhti,
V.XXV 28 thiu selbun wórt ellu;
V.XXV 30 thio giméiti
V.XXV 33 in thevangélion
V.XXV 34 thio mines drúhtines buah
V.XXV 35 Thero selbun míssidato
V.XXV 40 then guatan wíllon
V.XXV 41 thaz gúata mínnot
V.XXV 42 thaz árga

V.XXV 43	al thia rédina
V.XXV 44	thia frúma sin
V.XXV 56	ther mín gilicho
V.XXV 61	zemo gúate
V.XXV 62	thén wílon
V.XXV 70	thes selben álten nides
V.XXV 72	thes árgen
V.XXV 76	then gotes drút
V.XXV 81	thaz gúata ófonon sar,
V.XXV 87	then béziron allen
V.XXV 89	thie selbun smáhi mín
V.XXV 97	thero árabeito
V.XXV 101	thera énsti
V.XXV 102	thera giwélti
H 3	thaz wízi,
H 5	thio dáti
H 9	thaz gizámi
H 14	thiu wérk
H 22	thes wórtes
H 34	themo éinegen brúather
H 44	then quénon
H 54	thia fruma mánagfalta.
H 55	thio wóladati
H 71	thero íro selbun dáto
H 89	then iro míhilan ház
H 94	thaz héroti
H 95	thie selbun lívoli alle
H 103	thie júngoron
H 107	thes gúaten
H 109	thero drúto,
H 111	thero selbun gótes druto
H 113	thero selbun árabeito
H 119	thero bézirun dato

H 121	Álle thie firdánun	
H 125	thaz sélba	
H 128	thera mínna gimúati	
H 138	thes wáres	
H 139	in thaz múat	
H 141	then selben júngoron	
H 146	thaz gimúati	
H 151	thio gúati	
H 151	thaz gimúati	
H 159	thes hímiles	
H 162	thio éwinigun zíari	
H 167	themo héilegen gisámane	(156)

9.1.4 Objekte (undeterminiert)

L 7	gimúato
L 10	dáti sino
L 17	Cléinero githánko
L 27	sinen ríat
L 29	frídosamo zíti
L 30	sínes selbes wérkon
L 31	gináda sina
L 32	múnt
L 34	zála
L 36	sin líb al
L 37	Davídes selbes dáto
L 38	nóti
L 38	manago árabeiti
L 41	Manag léid
L 43	múato
L 45	gilicha théganheiti
L 48	árabeito ginúag
L 54	sinu jár
L 55	sin ríchi
L 61	héilemo múate

L 64	sinu thing
L 67	ríchi sinaz ál
L 69	wánkonti
L 70	iro gúallich
L 72	fíant
L 74	líbes
L 76	séla sina
L 81	zíti guato
L 82	mámmuntes
L 83	Állen sinen kíndon
L 87	iro rúah
L 89	evangélion
L 91	hímilrichi
S 13	míno dohti
S 19	Páradyses résti
S 24	iues múates
S 25	in múate
S 30	hús
S 30	hóf
S 34	gináda sina
S 37	sines ríches
S 43	blídemo múate
S 47	gimúato
S 48	sin múates
I.I 12	námon
I.I 12	joh súntar
I.I 47	thine fúazi
I.I 48	zít
I.I 48	sconi férs
I.I 70	ísine steina
I.I 75	fíanton
I.I 92	gibúrti
I.I 93	kúning

I.I 101	mánagero líuto
I.I 111	gúate thegana
I.I 112	góte thiononṭi álle
I.I 113	unser héil
I.I 113	evangéliono
I.I 116	Kristes lób
I.I 117	íro wortó
I.II 3	Fíngar thínan
I.II 3	anan múnd minan
I.II 4	hánt thina
I.II 6	giburt súnes thines
I.II 9	zéichan
I.II 25	fóllichó mín
I.II 27	mines wórtes
I.II 28	ginada thín
I.II 29	innan múat min
I.II 32	wórt min
I.II 34	alles wóroltthiotes
III.XIV 1	zála
III.XIV 1	rím
III.XIV 4	evangélion
III.XIV 42	sínes selbes dáto
III.XIV 43	iro githánko
III.XIV 56	iro úmmahti
III.XIV 64	hórngibruader
III.XIV 67	béttirison álte
III.XIV 68	úmmahtige mán
III.XIV 86	zéichan
III.XIV 91	Séchil
III.XIV 96	managfalt giscúahi
V.XXIII 5	wúnnosamo gúati
V.XXIII 5	mínna
V.XXIII 12	líchamon

V.XXIII 12	séla
V.XXIII 21	mánnnes muat
V.XXIII 26	wórolt
V.XXIII 40	sinaz hérza
V.XXIII 42	sinan gíngon
V.XXIII 45	múates
V.XXIII 47	Kristes wórtes
V.XXIII 47	joh líobes mánagfaltes
V.XXIII 49	gináda sina
V.XXIII 65	wáfanes góuma,
V.XXIII 66	liuto fillennes
V.XXIII 66	fiures brénnennes
V.XXIII 80	líchamon
V.XXIII 80	séla
V.XXIII 84	manago ángusti
V.XXIII 125	iro gúato
V.XXIII 133	ingégin
V.XXIII 134	mánagfalto wúnta
V.XXIII 138	fórahtennes
V.XXIII 151	Súht
V.XXIII 151	suéro manager
V.XXIII 181	filu blíde,
V.XXIII 182	fráwamuате
V.XXIII 187	ál thar scono
V.XXIII 190	al rédinon
V.XXIII 190	mit éwinigen fréwidon
V.XXIII 191	gótes theganon,
V.XXIII 192	árabeiti
V.XXIII 192	sinan wíllon
V.XXIII 197	órgana
V.XXIII 198	líra
V.XXIII 198	fídula
V.XXIII 198	mánagfaltu suégala

- V.XXIII 199 Hárpha
V.XXIII 199 róttá
V.XXIII 199 gúates
V.XXIII 200 mannes múat
V.XXIII 203 scono géistlichó
V.XXIII 214 mámmunti
V.XXIII 214 éwinig gimúati
V.XXIII 215 Éwiniga súazi
V.XXIII 229 líob filu mánagaz,
V.XXIII 230 liobes hártó ginúag
V.XXIII 253 suntar gúat
V.XXIII 254 léid
V.XXIII 254 smérza
V.XXIII 278 súazi filu mánaga
V.XXV 3 héimortes
V.XXV 9 selben gótes wortó
V.XXV 10 evangéliono
V.XXV 23 gótes thegana álle,
V.XXV 24 alle hóldon sine
V.XXV 30 minera dúmpheiti
V.XXV 31 Mínes selbes úbili
V.XXV 32 minera árgi filu frám
V.XXV 36 gináda thina
V.XXV 39 gúati sine
V.XXV 58 séragemo múate
V.XXV 59 sino brústi
V.XXV 70 wórtes sines
V.XXV 75 hohan gómon
V.XXV 84 réhtero dato
V.XXV 89 íro sin
V.XXV 88 allen gótes theganon
H 7 pédi mine
H 8 minaz múat

H 12	thin gibót
H 12	mánag leid
H 27	Nim góuma
H 30	sínen werkon
H 46	múates sínes
H 47	Mánagfalta léra
H 60	werk álawaru
H 65	grúnni
H 111	Nim góuma
H 118	unserero zúhto dati
H 122	állero iro fára
H 128	mánagfalto gúati
H 138	kind
H 153	gináda
H 164	sínes thankes

(168)

9.1.5 **gi-Verben regieren definite determinierte Objekte**

I.I 4	man giméinti \ thio iro chúanheiti	
I.I 17	Thie dáti man giscríbe	
I.I 32	thaz sínaz io gihóhe	
I.I 92	ther líut in gibúrti \ giscéidiner wúrti	
V.XXV 70	giwuag er wórtes sines \ thes selben álden nides	
H 119	Giwár thu wis io thráto \ thero bézirun dato	(6)

9.1.6 **gi-Verben regieren Demonstrativpronomen**

L 41	unz thaz tho gót gihangta	
L 88	ódo er thaz giwéizit, \ thaz er sa lésan heizit	
S 13	giwérkon thaz io móhti	
I.I 2	sie thaz in scríp gicleiptin	
I.I 9	Sie ouh in thiu gisagetin	
I.I 48	theist sconi férs sar gidán	
I.I 85	Ni si thiót thaz thes gidráhte	
I.I 126	wír ouh thaz gilébetun	

- I.II 49 ih ouh nu gisído thaz
III.XIV 54 tho drúhtin thaz giméinta
V.XXIII 15 Thaz wíll ih hiar gizéllen
V.XXIII 36 mit mínnu thes giflízit
V.XXIII 55 Thaz íst in thar in líbe \ gihéizan zi líebe
V.XXIII 133 Ni maht ávur thaz gimáchon
V.XXIII 155 Nihéin ouh thes githénkit
V.XXIII 156 thés ouh ni gisuíkhít
V.XXIII 177 Tház ist in giríhti
V.XXIII 240 gizéllen thaz dóhta
V.XXIII 247 óuh thaz insízze, \ thaz inan wiht gilézze
V.XXIII 263 iawiht thés man thar bigé \ thes zi tóde gigé
V.XXV 5 Nu wíll ih thes giflízan
H 103 Thó sie thaz gifrúmitun (22)

9.1.7 gi-Verben werden regelkonform verwendet

- L 24 gigiang er in zála wergin thár
L 27 thaz súlichan kúning uns gihíalt
L 54 gilihta imo éllu sinu jár
L 55 Únz er nan giléitta, \ sin ríchi mo gibréitta
L 63 Gihíalt Davíd thuruh nót
L 64 gifásta sinu thíng, \ ouh selb thaz ríhi al umbiríng
S 4 ther ínan zi thiú giládota
S 27 thes mannes júngoro giduat, [28] thaz es líwit thráto
S 39 míh gifúage tharazúa
I.I 7 Iz ist ál thuruh nót \ so kléino girédinot
I.I 8 (iz dúnkál eigun fúntan, \ zisámáne gibúntan)
I.I 9 Sie ouh in thíu gisagetin, \ thaz then thio búah nirmsáhetin
I.I 12 námon nu gizéllen
I.I 12 súntar ginénnen
I.I 16 iz ist gifúagit al in éin
I.I 32 ílit, er gigáhe
I.I 35 Níst si so gisúngan
I.I 39 iz scóno man ginenne;

I.I 40	wir giháltan sin giwísse
I.I 50	thaz thú thih so girústes
I.I 50	in theru síbuntun giréstes
I.I 53	sie iz gisúngun
I.I 54	in wérkon ouh giziártun
I.I 56	hímilis gimácha
I.I 60	thaz Kríachi in thes giwídaron
I.I 67	(háрто ist iz giwéizit)
I.I 76	ni gidúrrun sies bigínnan
I.I 82	in éigun sie iz firméinit, \ mit wáfanon gizéinit
I.I 89	Ther wórolti so githréwita
I.I 89	mit suértu sia al gistréwita
I.I 108	tház sie thaz gilérnen, \ thaz in thia búah zellen
I.I 109	iz úzana gisingen
I.I 111	Gidán ist es nu rédina
I.I 117	er ouh íro wortó \ gilóbot werde háрто
I.II 11	Thaz íh ouh hiar giscríbe
I.II 12	tho er selbo tóthes ginand
I.II 19	iz zi thiu thoh gigéit
I.II 21	iz nist bi bálawe gidan
I.II 28	gizáwa mo firlihe
I.II 30	ouh wíht mih ni gimérre
I.II 37	sie thin io gihógetin
III.XIV 18	si sih zi thiu gifiarti
III.XIV 20	si iz zi thiu gisítoti
III.XIV 21	sár io mit giwúrt
III.XIV 24	iz zi thiu gifiarta
III.XIV 37	So síu tho thaz n gihórta
III.XIV 48	mit gilóubu so gihéiltu
III.XIV 58	so slúm er es giwúag thar
III.XIV 58	sie gistíltun in sar
III.XIV 67	Thár sint ouh gizálte \ béttirison álte
III.XIV 71	Thara ouh zúa gifuagi \ blíntero ginúagi

- III.XIV 83 wér so es thanne thar giwúag;
III.XIV 84 ther thara in thiu giliafi
III.XIV 93 sie zi thiu gifiangin
III.XIV 93 sus mit stábon giangin
III.XIV 103 ir zi thiu giganget
III.XIV 104 ouh zi thiu giloufet
III.XIV 114 mit wérkon in girihti
V.XXIII 24 sin óra iz io gihórti
V.XXIII 48 (er hábet in iz gihéizan)
V.XXIII 61 Éigun iz giwéizit
V.XXIII 89 thaz in thio búah gizaltun
V.XXIII 90 giníezent sies thar thráto
V.XXIII 123 in búachon siu gilóbot ist
V.XXIII 151 (thes giwúagun wir ér)
V.XXIII 163 so ih hiar fórna gisprah
V.XXIII 168 then thaz hiar giágaleizent
V.XXIII 168 mit húrsgidu ouh giwéizent
V.XXIII 190 gistéit thir thar al rédinon
V.XXIII 249 thaz gót io thaz gihénge
V.XXIII 252 thaz ér es thoh gigrúnze
V.XXIII 266 élichor gibórgan
V.XXV 2 zi stáde hiar gimíerit
V.XXV 3 mines wórtes \ gikerit héimortes
V.XXV 6 min rúadar nu giréste
V.XXV 10 ih giscríb in unser héil \ evangéliono deil
V.XXV 21 [19] Nu íst iz [21] Giscríban so sie bátun
V.XXV 29 so mir gibúrren mohta
V.XXV 50 thaz gúata steit giháltan \ joh mág sih baz giwáltan
V.XXV 74 wioz hínortort gikeren
V.XXV 89 in gihúgti muazin íro sin,
V.XXV 90 mit wórton mih ginúagen
V.XXV 90 zi drúhtine gifúagen
V.XXV 97 Ther míh hiar so gidrósta

- V.XXV 98 thaz ér min githáhta
H 2 gikrúmpiti thero rédino
H 5 drúhtin, mih giléiti [6] thaz ih ni mángolo thes dróf
H 8 minaz múat gifréwi mir
H 19 Uuóla sies io ginúzzun
H 23 Zi héllu sint giffiarit
H 23 thie ándere gikérit
H 31 ther ánder missigíang \ joh harto hintonort gifíang
H 34 wio er gidáti filu sér \ themo éinegen brúather
H 35 Gifréwit ist ther gúato
H 37 Er ist gilóbot harto
H 50 giniazan bédero
H 67 tho iz zi nóti gigíang
H 69 zi hímile gisúnnun
H 83 Thaz Jósepe ouh gibúrita
H 96 so mámmonto gizéllen;
H 97 wír gigrúazen híare
H 117 Íst uns hiar gizéinot [118] unserero zúhto dati
H 130 thiu giléitit unsih héim
H 137 Simes ío mit guate \ zisámáne gifúagte
H 153 Ni lázet ni ir gihúgget
H 156 duat iu gihúgt in wara
H 160 thara giléite míh
H 160 thár gifrewe ouh íuih

(mit Relativpronomen)

- L 88 ódo er thaz giwéizit, \ thaz er sa lésan heizit
S 14 thio húldi so gilángo
I.I 122 thaz wír imo hiar gisúngo
V.XXIII 187 thaz música gisingit
V.XXIII 200 thes mannes múat noh io giwúag
V.XXIII 230 thes ih noh híar ni giwúag
V.XXIII 263 iawiht thés man thar bigé \ thes zi tóde gigé

(116)

9.2 Lebenslauf

PERSÖNLICHE DATEN

Nachname	Fleißner
Vorname	Fabian
Geburtsdatum	11.09.1989
Geburtsort	Linz, Österreich
Staatsangehörigkeit	Österreich
E-Mail-Adresse	fleissnerf@gmail.com

* * *

UNIVERSITÄTSBILDUNG

Seit 03.2012	Masterstudium Deutsche Philologie, Universität Wien Schwerpunkte: Sprachgeschichte, Syntax, Morphologie, Varietätenlinguistik, Ältere deutsche Literatur
Seit 03.2013	Bachelorstudium Romanistik, Universität Wien
10.2009–03.2012	Bachelorstudium Deutsche Philologie, Universität Wien Abschluss: Bachelor of Arts (BA) Bachelorarbeiten: „Die bairische Bukowina. Interferenzphänomene in den Dialekten des Buchenlandes am Beispiel des Vokalinventars“ im Bereich Sprachwissenschaft, „Der Vogeltopos bei Oswald von Wolkenstein am Beispiel des Vogelstimmenliedes“ im Bereich Ältere deutsche Literatur Erweiterungscurricula: Ungarische Sprache und Literatur / Geschichte Schwerpunkte: Varietätenlinguistik, Ältere deutsche Literatur, Soziolinguistik

* * *

LETZTER SCHULABSCHLUSS

06.2007	Reifeprüfung (Matura), BG Ramsauerstraße, Allgemeinbildende Höhere Schule, Linz, Österreich
----------------	--

* * *

BERUFLICHE ERFAHRUNG

- Seit 09.2013** Tätigkeit als freier Mitarbeiter auf Werksvertragbasis bei Actilingua Academy
- 07.2013–08.2013** Tätigkeit als DaF-Lehrer bei Actilingua Academy (Sommerschule)
- 04.2013–11.2013:** Hilfswissenschaftler beim Projekt „SyHD“ am Institut für Germanistik der Universität Wien unter Frau Univ.-Prof. Dr. Lenz
- 08.2012–02.2013** Praktikum: Tätigkeit als Hilfswissenschaftler beim Projekt „SynBai“ am Institut für Germanistik der Universität Wien unter Frau Univ.-Prof. Dr. Lenz
- 07.2012–08.2012** Tätigkeit als DaF-Lehrer bei Actilingua Academy (Sommerschule)
- 07.2009–01.2013** Tätigkeit in der internationalen Luftfrachtkoordination am Blue Danube Airport Linz
- 10.2007–07.2008** Zivildienst beim Samariterbund Linz, Ausbildung zum Rettungssanitäter
- 07.2007–08.2007** Tätigkeit in der Produktion der Bäckerei Goldmann
- 07.2006–08.2006** Lagertätigkeit bei Firma Kugellager Klepsa
- 07.2005–08.2005** Lagertätigkeit bei Firma Kugellager Klepsa

* * *

VORTRÄGE UND KONFERENZEN

- 09.2013** Mitorganisation der 12. Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung (BÖDT)
Universität Wien, Institut für Germanistik
- 01. 2013** Mitorganisation des Workshops „Konstruktionsgrammatik“ unter der Leitung von Univ.-Prof. Mag. Dr. Peter Ernst (Wien) und Dr. Alexander Lasch (Kiel)
Universität Wien, Institut für Germanistik

- 01.2013** Vortrag „Eine Frage des Aspekts. Konstruktionen in der diachronen Sprachwissenschaft“ beim Workshop „Konstruktionsgrammatik“
Universität Wien, Institut für Germanistik
- 03. 2012** Mitorganisation der Konferenz „an anthropology of contemporary arts & science – an international interdisciplinary students‘ conference“ unter der Leitung von Dr. Tamara Ceban (Bukarest) und Mag. Dr. Sorin Gadeanu (Wien)
Universitatea Spiru Haret, Bukarest, Departement of Foreign Languages
- 03.2012** Vortrag „About the Vowel System of Bukovina German. A Study on the Language Status in 1946“ bei der Konferenz „an anthropology of contemporary arts & science – an international interdisciplinary students‘ conference“
Universitatea Spiru Haret, Bukarest, Departement of Foreign Languages
- 05. 2009** Mitorganisation der Konferenz „Linguistic and literary research from a descriptive and historical perspective“ unter der Leitung von Dr. Ruxandra Teodorescu (Bukarest) und Mag. Dr. Sorin Gadeanu (Wien)
Universitatea Spiru Haret, Bukarest, Departement of Foreign Languages
- 05.2009** Vortrag „Ein Angebot zum Nachdenken“ bei der Konferenz „Linguistic and literary research from a descriptive and historical perspective“
Universitatea Spiru Haret, Bukarest, Departement of Foreign Languages

* * *

KENNTNISSE

Sprachen

Deutsch (Muttersprache)

Englisch (B2)

Französisch (B1)

Grundkenntnisse in alten Sprachen: Latein, Gotisch,
Alt- und Mittelhochdeutsch

EDV-Kenntnisse

fortgeschritten, Windows: 2000, XP, Vista, 7; MS
Office: Word, Excel, PowerPoint, Access, Outlook;
Grundkenntnisse SQL

10 Erklärung

Ich erkläre ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen nicht benutzt und die den Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen inländischen oder ausländischen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht. Die vorliegende Fassung entspricht der eingereichten elektronischen Version.

Wien, am 18.04.2014

(Fabian Fleißner, BA)

